

Topthema: Wissenschaft als Event

Der neue Trend und seine Folgen



- Startseite
- Editorial
- Topthema
- Bildthema
- Forschung
- Studium & Lehre
- Unikultur
- Portrait
- Unigeschichte
- Unibund



Bildthema



Unikultur



Forschung



Portrait



Studium und Lehre



Unigeschichte

Die Wissenschaft gibt sich populär

Die Deutschen scheinen immer wissbegieriger und bildungshungriger zu werden. Die Aktionen in den »Jahren« der Physik, Lebenswissenschaften, Geowissenschaften, Chemie, Technik und nun zu Einstein erfreuen sich großer Beliebtheit. Wissenschaft wird als »lange Nacht« oder gar als ganzer Sommer inszeniert, »Städte der Wissenschaft« werden ausgerufen und Kinderunis boomen. Längst haben die Medien den Trend aufgegriffen: Die Fernsehsender produzieren ein großes und weiter wachsendes Angebot an Wissenschaftsmagazinen und -shows; wer als Zeitung auf sich hält, gibt eine eigene Wissenschaftszeitschrift heraus. Wissenschaft gilt nicht mehr als Quotenkiller, denn sie ist ja soo interessant, macht Spaß und ist im Übrigen kinderleicht. Wissenschaftler werden zu Moderatoren, Animatoren und Medienstars. Mittlerweile heißt es: Science sells.

Nehmen die Menschen die Mahnung ernst, dass wir eine Wissensnation werden müssten, um in der globalisierten Wirtschaft trotz mangelnder Rohstoffvorräte bestehen zu können? Oder sind uns die schlechten Ergebnisse der Pisa-Studie peinlich und ziehen wir daraus Konsequenzen?

Im Topthema versuchen wir, den Trend zur Popularisierung von Wissenschaft nachzuzeichnen. Doch unsere Autoren fragen auch kritisch nach: Was lernen die Menschen wirklich bei Wissenschaftsevents? Wollen die Medien in ihren Shows und Magazinen tatsächlich Wissen vermitteln oder haben sie das Thema Wissenschaft einfach für die leichte Unterhaltung entdeckt? Und was hat überhaupt die Wissenschaft von ihrer Popularität?

Eine anregende Lektüre wünscht

DIE REDAKTION

- [Startseite](#)
- [Editorial](#)
- [Topthema](#)
- [Bildthema](#)
- [Forschung](#)
- [Studium & Lehre](#)
- [Unikultur](#)
- [Portrait](#)
- [Unigeschichte](#)
- [Unibund](#)

Thema: Wissenschaft als Event



Die Wissenschaft im Griff der Medien

Vom Wissensboom auf allen Kanälen

[weiter](#)



Wiederverzauberung durch neue Mythen

Die Frage nach der Chancengleichheit stellt sich neu

[weiter](#)



»Wir können nicht nur von Eventmanagern leben!«

Der Physiker Hanns Ruder über den Rummel im »Einstein-Jahr«

[weiter](#)



Soll Wissenschaft unters Volk gebracht werden?

Pro und Contra Öffentlichkeit

[weiter](#)



Die Boulevardpresse als Schrittmacher

Wie die Bild-Zeitung neue Maßstäbe setzt

[weiter](#)



Im Sumpf der Medien

Öffentlichkeitsarbeit aus der Sicht von Forschern

[weiter](#)



»Und hinterher sind wir wieder schlauer«

Probegesehen: Wissenschaftsmagazine im Fernsehen

[weiter](#)



Bildet Wissenschaft im Wohnzimmer?

Was beim TV-Publikum wirklich hängen bleibt

[weiter](#)



Die Wissenschaft im Griff der Medien

Von Peter Weingart

Ob im Fernsehen oder in großen PR-Kampagnen für bestimmte Wissenschaftszweige: Wissen boomt. In allen möglichen Formen bedienen die Medien das wissensdurstige Publikum. Dieses reagiert durchaus mit Interesse, doch bekommt es wirklich erklärt, was Wissenschaft ausmacht? Dient das Medienspektakel den wirklichen Interessen von Wissenschaft?



»Hands-on«-Wissensvermittlung auch für die Jüngsten. Hier am Tübinger Kinder-
Uni-Forschertag.

Foto: K. Weber

Im Juni 2003 schrieb der »Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft« einen Wettbewerb um die »Stadt der Wissenschaft 2005« aus, und 37 deutsche Städte bewarben sich um den Titel. Sie alle hofften darauf, sich mit den versprochenen Aktivitäten als Wissenschafts- und damit auch Wirtschaftsstandort zu profilieren und dadurch an Attraktivität zu gewinnen.

Um die Aufmerksamkeit des Publikums bemühen sich auch die zahlreichen »Wissenschaftsevents«. Da gab es 2000 zum Beispiel das »Jahr der Physik«, ausgerufen durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) und die »Deutsche Physikalische Gesellschaft«. Eines der Ziele, so die Veranstalter, war es, »der Physik gesellschaftliche Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Die Wissenschaftler suchen den Dialog mit der Öffentlichkeit«. Der offensichtliche Erfolg hat sogleich zur Wiederholung angeregt: 2001 wurde zum »Jahr der Lebenswissenschaften«, 2002 zum »Jahr der Geowissenschaften«. Mit den Geisteswissenschaften lässt man sich allerdings noch bis 2007 Zeit!

Die Wissenschaftsjahre mit ihren diversen Großveranstaltungen sind eine mit erheblichen finanziellen Mitteln ausgestattete PR-Veranstaltung, die das BMBF gemeinsam mit der Initiative »Wissenschaft im Dialog« des »Stifterverbandes« und den Forschungsorganisationen ins Leben gerufen hat. Angesprochen ist eine breite Öffentlichkeit: »Machen Sie mit und entdecken Sie die Faszination der Geowissenschaften«.

Vom Museum zum »Science Center«

Die Annahme eines allgemein an Wissenschaft interessierten Publikums scheint nicht aus der Luft gegriffen. Das Museum, eine traditionsreiche Institution der Vermittlung von Wissenschaft und Technik, erfährt seit Mitte der 90er-Jahre einen Boom. Von den 225 Millionen Amerikanern, die 1997 ein Museum besuchten, gingen allein 116 Millionen in ein *science & technology center*. Mit der Gründung einer Vielzahl solcher Einrichtungen erfanden sich die traditionellen Technikmuseen gleichsam neu, indem sie an die Stelle des herkömmlichen Paradigmas der Bewahrung und Ausstellung technischer Artefakte nun das der »hands-on«-Wissensvermittlung zur Förderung des *public understanding of science* setzten. Herausragendes Beispiel in Deutschland ist das »Universum Science Center« in Bremen, das im September 2002 seinen millionsten Besucher begrüßen konnte.

Können die Auftraggeber in den Wissenschaftsverwaltungen und -ministerien und die Ausstellungsmacher davon ausgehen, dass ihre Kampagnen zur Werbung für die Wissenschaft erfolgreich sind? Man darf bezweifeln, dass der Wissensboom in einen Boom für die Wissenschaft münden wird, zum einen, weil mit Wissen nicht immer auch Wissenschaft gemeint ist, zum anderen, weil die adressierte Öffentlichkeit nicht so einfach strukturiert ist, wie es sich die Wissenschaftspropaganda vorstellt.

Es wird unterstellt, die Wissenschaft übe auf eine breite mediale Öffentlichkeit eine zuvor vollkommen unbekannte Faszination aus. Wie neu diese Unterstellung ist, zeigt die Entwicklung der Wissenschaftssendungen im Fernsehen. Im Frühjahr 2003 wunderten sich die deutschen Medien über sich selbst. Inmitten der Krise hatten sie »eine Goldgrube entdeckt: Wissenschafts- und Technikthemen« (*Der Spiegel*, 13, 2003).

Das ProSieben Wissenschaftsmagazin »Galileo« erreichte Traumquoten mit der Darstellung von Schwertransporten. Das ZDF kreierte das Magazin »Abenteuer Wissen«, und die ARD folgte mit »W Wie Wissen«. Inzwischen hat jeder TV-Sender sein Wissenschaftsmagazin. Sie heißen »Abenteuer« oder sie locken mit der Weite des Alls und den Verheißungen der Zukunft (»Planet Wissen«, »Planetopia«, »nano: Die Welt von morgen«). Dieser Boom des Wissens im deutschen Fernsehen ist ziemlich neu.

Dabei stehen die Wissensmagazine der privaten Sender unter einem höheren Druck »Quote zu machen«, als die öffentlich-rechtlichen. Die Folge ist, dass sie die Magazine zwar als »Wissensmagazine« unter assoziativen Titeln wie »Planetopia« oder »Welt der Wunder« laufen lassen.

Die Inhalte der Magazine stellen jedoch keine aktuellen Diskussionen innerhalb der Wissenschaft dar. Sie sind vielmehr Sachberichte: »Diamanten in Botswana«, »Quallen in der Südsee«, »Geheimsprache der Urlaubskataloge« – das sind die aufregenden Botschaften, mit denen die Zuschauer an die Wissenschaft herangeführt und für sie interessiert werden sollen.

Triviales dramatisch inszeniert

Dabei bestimmen die üblichen Nachrichtenwerte die Darstellung in den Sendungen. Dramatische Musik untermalt grandiose Explosionen, und noch der trivialsten Mitteilung über die Tricks der Reiseveranstalter wird der Hauch detektivischer Spannung eingeblasen. Im Unterschied zu den Stereotypen über Wissenschaftler in den Printmedien oder Spielfilmen kommt die Wissenschaft in den TV-Magazinen kaum oder gar nicht mehr vor. Wissen beziehungsweise Wissenschaft wird nur noch als Etikett verwendet. Gerade das aber ist die erstaunliche Neuheit.

In der Gesellschaft, die sich als Wissensgesellschaft versteht, hat sich offensichtlich eine Neubewertung des Wissens vollzogen. Die zumindest beobachtende Teilnahme an der Wissenserzeugung, der Erwerb von Wissen, die Teilhabe an Wissen gleich welcher Art gelten jetzt als gesellschaftlicher Wert, wenn nicht gar als zur selbstverantwortlichen Lebensführung gehörig. Damit spiegeln die Medien eine neue Zentralität des Wissens wider, die dem Selbstverständnis der Gesellschaft zu entsprechen scheint.

Die Perspektive hat sich verändert: Wissen wird nicht mehr selektiv im Hinblick auf spezifische Zwecke als relevant bewertet, sondern unabhängig von diesen. Wissen ist eine Leitkategorie. Die Wissens- und Wissenschaftsmagazine der TV-Sender ebenso wie die entsprechenden Erzeugnisse der Printmedien und auch die Ausstellungen und anderen »Events« unterscheiden aber nicht mehr zwischen alltäglichem und wissenschaftlichem Wissen.

Die Wissenschaft unterliegt damit dem säkularen Trend zur Medialisierung. Er ergibt sich aus der Umstrukturierung der Medien zu marktorientierten Dienstleistungsunternehmen und dem mit ihr einhergehenden ›Strukturwandel der Öffentlichkeit‹. Der dramatische Bedeutungszuwachs der Medien bringt es unter anderem mit sich, dass fortwährend neue Öffentlichkeiten erzeugt und die Konkurrenz um deren Aufmerksamkeit verschärft wird.

Diese Öffentlichkeiten sind keine festen Größen mehr. Ungeachtet der relativ stabilen Einstellungsmuster in der Bevölkerung konstituieren die Medien täglich neu eine Vielfalt von Themenagenden, die ohne Adressierung an bestimmte Öffentlichkeiten kommuniziert werden. Die Ansprache der Bedürfnisse und Interessen spezifischer Öffentlichkeiten ist in erster Linie renditeorientiert, also jeweils auf die »Quote« beziehungsweise den Marktanteil ausgerichtet.

In dieser Situation gerät das eigentliche Ziel, nämlich Zustimmung, Interesse, Meinungsänderung oder gar Aufklärung und Bildung mit Blick auf die Wissenschaft zu erzeugen, zunehmend aus dem Blickfeld. Schließlich sind sich die PR-Kampagnen selbst genug, sofern nur die Medien darüber berichten. Dabei werden die Medien zur eigentlichen Bezugsgröße, an der sich die Wissenschaft orientiert und diese gerät in die Abhängigkeit der spezifischen Vermittlungslogiken der Medien.

Im Hinblick auf die Wissenschaftspolitik bedeutet dies, dass sie – zusammen mit den Ministerien und anderen wissenschaftspolitischen Akteuren – den rasch wechselnden Themenkonjunkturen der Medien ausgesetzt ist. Sie muss sich auf die von den Medien für erfolgversprechend erachteten Formate wie »Infotainment« oder »Edutainment« einlassen, ebenso wie auf die von ihnen vorgegebenen Aktualitätstempi.

Unter diesen Bedingungen können Wissenschaftler und Wissenschaftsmanager keinesfalls mehr sicher sein, dass der Wissensboom für die Wissenschaft von Vorteil ist. Es stellt sich insbesondere die Frage, welche Folgen sich im Hinblick auf die Legitimität der Wissenschaft dadurch ergeben, dass die Eigenartigkeit der Wissenschaft durch die Nichtunterscheidbarkeit zu den gängigen Medienformaten verschwindet.

Was auf den ersten Blick als Demokratisierung im Sinne allgemeiner Zugänglichkeit erscheinen mag, erweist sich beim zweiten Hinschauen möglicherweise als Fehlkommunikation, weil das Bild der Wissenschaft, ihre besonderen Eigenschaften und Bedürfnisse in den Medienformaten gar nicht vorkommen. Informationen über die Tricks von Reiseveranstaltern – auch wenn diese als Sonderwissen ausgeflaggt werden – sind nicht geeignet, beim Zuschauer ein größeres Interesse für die Wissenschaft zu entwickeln.

Differenzierte Öffentlichkeiten

Bislang gibt es keine gesicherten Forschungsergebnisse, inwiefern sich die medialen Erscheinungsformen der Wissenschaft in den Einstellungen der Öffentlichkeit niederschlagen. Zumindest annäherungsweise lässt sich jedoch feststellen, dass diese Einstellungen andere sind, als in den Werbekampagnen unterstellt wird.

Die verschiedenen PR-Aktionen für Wissenschaft gehen von einer undifferenzierten, skeptischen bis ablehnenden Öffentlichkeit aus. Letztlich geht es den Organisatoren des ›Dialogs‹ darum, das Interesse an Wissenschaft zu wecken in der Erwartung, dass ein gesteigertes Interesse Vertrauen und damit ein günstiges wissenschaftspolitisches Klima schafft.

Wie wenig haltbar diese Vorstellungen sind, beweisen Meinungsumfragen. Sie zeigen eine differenzierte Öffentlichkeit, die sich durch ganz unterschiedliche Einstellungen gegenüber der Wissenschaft auszeichnet und die die naive Annahme einer linearen Beziehung zwischen Wissen und Zustimmung widerlegt.

Eine Reihe deutscher Untersuchungen zum Thema Gentechnik spiegeln dies im Hinblick auf die Einstellungen der Öffentlichkeit dazu wider. Die Gentechnik erscheint als eine der Bevölkerung von der Wissenschaft und der Industrie aufgezwungene Technik, die zudem als riskant und unsicher wahrgenommen wird.

Ihre Ablehnung ist jedoch nicht pauschal, sondern differenziert. Anwendungen im medizinischen Bereich werden eher befürwortet als solche in der Landwirtschaft, und dies obwohl gerade die Anwendungen am Menschen die größten Befürchtungen hervorrufen. Eine mit den Aufklärungskampagnen der Wissenschaft verbundene Vermutung, dass nämlich besseres Wissen über den Gegenstand eine größere Zustimmung erzeugen würde, erweist sich als ein akademisches Vorurteil.

»Das Pfeifen im Wald«

Angesichts dessen überrascht es nicht mehr, dass sich auch das von Wissenschaftlern gepflegte Vorurteil als falsch erweist, wonach die Medien an der Ablehnung der »grünen« Gentechnik (Gentechnik in Bezug auf Pflanzen) schuld seien. Zum einen ist die Berichterstattung in den Medien darüber überwiegend positiv. Zum anderen rufen gerade die genetikfreundlichen Artikel die kritischsten Reaktionen hervor.



Den wissenschaftlichen Nachwuchs frühzeitig begeistern: interessierte Schüler am detailgetreuen Vulkan-Modell des Mainzer Max-Planck-Instituts für Chemie.

Foto: Wissenschaft im Dialog

Es ergibt sich also eine geradezu paradox anmutende Schlussfolgerung: Die primären Adressaten der Werbeveranstaltungen für die Wissenschaft sind die politischen Führer. Damit sind es aber letztlich die Wissenschaftler selbst, denn die politischen Führer im Bereich der Wissenschaftspolitik sind Wissenschaftler und Ingenieure, die Chefs großer Institutionen und Betriebe, die in der Wissenschaft und Technik aktiv sind. »Wissenschaft im Dialog« und vergleichbare Kampagnen, die sich alle an eine unspezifische Öffentlichkeit richten, sind also ein »Pfeifen im Wald«. Wissenschaft und Wissenschaftspolitiker machen sich selbst Mut angesichts einer eingebildeten Akzeptanzkrise.

Erst ganz allmählich wird die Öffentlichkeit zumindest rhetorisch in einen »Dialog« eingebunden. Damit erkennt die Wissenschaftspolitik eine neuartige Öffentlichkeit an, ohne dass sie näher bezeichnet würde. Das entspricht zwar der politisch korrekten Partizipationsrhetorik der postindustriellen Massendemokratien, ist damit aber tatsächlich ein Dialog auf gleicher Augenhöhe gemeint, auf den sich die Wissenschaft einlässt? Die Besucher von *science centers* und »offener Tage der Forschung« oder die Fernsehzuschauer werden ja nicht wirklich in einen Dialog über die Förderung bestimmter Forschungsprogramme einbezogen.

Dass sich sowohl die »Akzeptanzkrise« der Wissenschaft als auch die zu ihrer Bewältigung inszenierten PR-Kampagnen weitgehend als Konstrukte der Medienkommunikation erweisen, heißt jedoch nicht, dass es für die Wissenschaft kein Vermittlungsproblem gäbe. Die Kommunikationsbarrieren, die zwischen der in viele Spezialsprachen und -methoden ausdifferenzierten Wissenschaft und der Laienöffentlichkeit bestehen, lassen sich nicht durch gut

gemeinten Dialog überwinden.

Die Kluft zu überbrücken, ist aber mindestens aus zwei Gründen dringend nötig: Die Wissenschaft braucht in den Massendemokratien eine in deren Interesse liegende, breite öffentliche Unterstützung, um die für die Forschung erforderlichen Ressourcen zu erhalten, und sie bedarf eines ebenso breiten Interesses unter den Jugendlichen, um sich fortlaufend reproduzieren zu können.

Die Sicherung des wissenschaftlichen Nachwuchses, die für die Zivilgesellschaft von herausragender Bedeutung ist, wird nicht durch PR-Kampagnen erreicht, sondern durch die Konzentration auf jene Öffentlichkeiten, die letztlich gewonnen werden müssen. Das sind zum einen die Studenten. Zum anderen sind es die Schüler, deren Neugier in Begeisterung für die Wissenschaft umgewandelt werden muss.

Einen Anfang dazu haben Förderorganisationen wie die »Bosch Stiftung«, die »ZEIT-Stiftung« sowie der »Stifterverband« mit Programmen gemacht, die sich auf die »Schnittstellen« zwischen Schule und Universitäten richten. In diesen Projekten führt die Wissenschaft mit Schülerinnen und Schülern einen echten Dialog. Hier hat die Wissenschaft zu der Öffentlichkeit gefunden, die Bestand hat und ihr gut gesonnen bleiben wird – über die unzuverlässigen Konjunkturen der Medien hinaus.

Der Beitrag ist eine gekürzte Fassung aus:

Peter Weingart, Die Wissenschaft der Öffentlichkeit,
Velbrück Wissenschaft, 2005, Kapitel 10.

Wiederverzauberung durch neue Mythen

Von Jürgen Audretsch

Ob Albert Einstein oder Stephen Hawking: Statt über das Wesen der modernen Naturwissenschaften zu informieren, pflegen die Medien den Personenkult. Anstelle von Aufklärung gibt es meist nur moderne Mythen.



Pop-Ikonen unter sich: Im Film »Einstein meets Marilyn Monroe« werden die modernen Mythen in Szene gesetzt.

War 2005 nun das »Papst-Jahr« oder das »Einstein-Jahr«? Den Päpsten alt und neu konnte man sich kaum entziehen. Und was Einstein betrifft, so musste man schon weggucken – im Buchladen und vor dem Fernseher – wenn man nicht von »Einstein light« bis »Einstein religiös« sowie »Was Einstein seiner Putzfrau sagte« geradezu überwältigt werden wollte.

Hatten die Menschen auf dem Petersplatz in Rom eine ungefähre Vorstellung von den theologischen Ansichten des alten und des neuen Papstes? Und haben die Konsumenten der Ausstellungen, Bücher und Fernsehsendungen zu Einstein am Ende ein etwas tieferes Verständnis für die Strukturen, Methoden und Ergebnisse der von Einstein mitgeprägten Physik des vorigen Jahrhunderts gewonnen? Erlebt – und vielleicht sogar bewusst gesucht – wurde wohl in beiden Fällen von nicht wenigen das Geheimnisvolle, das unsere Alltagsvorstellungen überschreitet. Vielleicht gibt es ja ein großes Bedürfnis nach einer Wiederverzauberung der Welt?

Laufen gerade die Naturwissenschaften in ihren Bemühungen um *public science* die Gefahr, zur Wiederverzauberung beizutragen? Und wie treten sie uns im Alltag entgegen? Ich beginne mit Einstein in seiner Pop-Version.

Die Popkultur ist die Welt der neuen Mythen. Neue Mythen sind das Ergebnis einer Verklärung insbesondere von Personen, aber auch von Ideen. John F. Kennedy zum Beispiel ist ein Mythos, Elvis ebenfalls.

Charakteristisch für die Popkultur ist es, dass sich die neuen Mythen fast ganz auf die Verehrung in Kultbildern reduziert haben. Marilyn Monroe ist ein weiterer Mythos. Wir erleben sie als Legende, Kultbild, Vorbild, Sinnbild, Idol und Archetyp. Typischerweise ist der Übergang zur so

genannten ernsten Kultur fließend. Mit nur ein wenig Verfremdung wird aus der Pop-Ikone das Museumsbild. Andy Warhol hat das meisterlich gekonnt.

Die große Zauberformel

Die Naturwissenschaften sind mittendrin in dieser Welt der Bilder, Postkarten und Plakate. Die große Zauberformel $E=mc^2$ ist Bestandteil der Collagen, auch der Collagen auf den Museumsbildern. Die mit Abstand verbreitetste Trivial-Ikone ist aber Albert Einstein. Jeder kennt ihn und jedem hat er schon von den unterschiedlichsten Wänden her seine Zunge rausgestreckt.

Naturwissenschaften erscheinen begreiflicherweise in der Popkultur hauptsächlich in Form ausgewählter Repräsentanten. Mehr ist in diesem Rahmen einfach nicht zu vermitteln. Wie schön diese Personen aber mit den anderen Pop-Idolen zusammenpassen, zeigt das Bild »Einstein meets Marylin Monroe«.

Selbstverständlich sind solche Kombinationen nicht auf Albert Einstein und Marylin Monroe beschränkt. Auf etwas anspruchsvollerem Terrain trifft Stephen Hawking auf Ella Fitzgerald. Und dieses Foto leitet bereits zu den Naturwissenschaften in den Wissenschaftsartikeln der Nachrichtenmagazine und in den populärwissenschaftlichen Büchern, Filmen und Fernsehsendungen über.

Hier eröffnet sich der Blick auf eine zweite, schon merklich gehobenere und abgehobene Popkultur. Hawking selber hat es vorgemacht: Vermarktung von populärwissenschaftlichen Darstellungen erfordert Personalisierung. Der Hauptdarsteller muss medienwirksam sein. Das Publikum ist sensationslüstern. Da wird dann eine schwere Behinderung gern in Fotoserien und Fernsehfilmen werbewirksam herausgestellt.

Das alte Thema »Genie und Krankheit« wird zu einem Eye-Catcher. Die Naturwissenschaftsseiten in den Nachrichtenmagazinen verzichten ungern auf ein Hawking-Bild. Es ist bezeichnend, dass man sich dann im Text nur selten die Mühe macht, etwas näher zu erläutern, was Hawking mit seiner wissenschaftlichen Arbeit eigentlich wollte und was er gezeigt hat.

Stattdessen findet man zum Beispiel im Zusammenhang mit Hawking gerne seinen Satz zitiert, dass wir mit einer einheitlichen Theorie den Plan Gottes kennen würden. Eine so entlarvend naive theologische Konzeption von Gott hat selbst der durchschnittliche Mittelstufenschüler nicht mehr.

Carl-Friedrich von Weizsäcker hat schon 1958 formuliert, dass das Vertrauen auf die Naturwissenschaft die einzige universale Religion unserer Zeit sei. Aufgrund dieses Vertrauens, so schreibt er, »rückt der Wissenschaftler ungewollt in die Rolle eines Priesters dieser säkularen Religion ein. Er verwaltet ihre Geheimnisse, ihre Prophetie, ihre Wunder«. Die mythologisierende Darstellung der Naturwissenschaft ist voller Geheimnisse. Die Naturwissenschaftler werden zu Hütern dieser Geheimnisse.

Physikalische Worthülsen

Naturwissenschaftliche Artikel in Nachrichtenmagazinen haben häufig nur einen geringen sachlichen Erklärungswert. Sie leben zu einem guten Teil von der Wiedergabe der gleichen Ikonen, die wir schon in den Posterläden gesehen haben. Da aber eine andere Abnehmerschicht angesprochen wird, tritt neben die Personalisierung und ihrem *name dropping* in hohem Maße ein *concept dropping*.

Die Artikel kreisen gern und häufig um suggestive Wörter wie »Schwarzes Loch«, »Urknall«, »Selbstorganisation«, »Synergie«, »Quantensprung«, »offene Systeme«, »Vernetzung«, »Kausalketten«, »Entropie«, »irreversibler Prozess«, »den Wärmetod sterben«, »Phasenübergang«, »Selbstähnlichkeit«, »nicht-lineare Systeme«, »Chaos«, um nur einige Begriffe aus der Physik zu nennen.

Diese Worthülsen sind bereits in unsere Alltagssprache eingegangen: Bei jeder Bankenfusion werden Synergieeffekte freigesetzt. Natürlich aufgrund einer besseren Vernetzung. Eine politische Reform stellt einen echten Quantensprung dar, und die Aktienverluste sind möglicherweise ein irreversibler Prozess. Bei der Finanzierung der Rente tut sich ein »Schwarzes Loch« auf.

Naturwissenschaften sind also zum Wörterreservoir und mehr noch zum Metaphernreservoir geworden. Speziell die Physik und zunehmend auch die Biologie haben die Begriffe besetzt. Für die moderne Metaphorik sind mit ihrer Hilfe ganz neue Bereiche erschlossen worden. Die

Nachrichtenmagazine mit ihrem doch immerhin anspruchsvolleren Leserkreis haben zu dieser Entwicklung beigetragen.

Möglicherweise sollte man das aber durchaus positiv sehen, denn vielleicht wird ja doch hin und wieder der eine oder andere neugierig und möchte wissen, was sich hinter den Wörtern versteckt, die er ständig benutzt. Was versteht man denn wirklich unter einem »Quantensprung«? Dann greift dieser Neugierige zum Sachbuch. Was erwartet ihn dann?

Viele der populärwissenschaftlichen Bücher repräsentieren wieder Popkultur, nur eben für die Anspruchsvolleren. Natürlich gibt es gute Sachbücher und gute Sendungen, die eher elementarisieren als popularisieren. Über sie kann man tatsächlich etwas über Chaos, Urknall oder Quantensprung erfahren. Guten Autoren geht es gerade darum, den Konzepten das Geheimnisvolle zu nehmen, indem man sie in nachvollziehbarer Weise erklärt und die Zusammenhänge klar macht, in denen sie stehen.

Elementarisierung ist in der Tat eine hohe Kunst, zumeist begegnet uns aber nur Popularisierung. Nehmen wir als Beispiel die moderne Kosmologie. Ihre schlechten Popularisierungen haben – bei genauerer Betrachtung – den Status von Welterschöpfungs- und Weltuntergangssagen. Die Medien werden Mythenlieferanten und wir konsumieren die Ware Mythos. Popularisierung und Personalisierung machen aus der Kosmologie schließlich eine moderne mythische Großerzählung. Oft schimmert noch das Rationale durch. Höchst selten aber wird der Leser wirklich zum Mitdenken und Nachfragen aufgefordert.

Wenn Bedingungen und Grenzen naturwissenschaftlicher Aussagen nicht aufgezeigt werden, sind diese so gut wie wertlos. Die schlechten Popularisierungen leben aber gerade davon, dass sie das Geheimnisvolle der Konzepte vermarkten. Wir beobachten hier nicht die Entwicklung vom Mythos zum Logos, sondern im Gegenteil die Umkehrbewegung vom Logos zum Mythos.

Zurück zu Einstein. Wäre weniger Einstein mehr gewesen? Man hätte vieles weglassen und viele Wiederholungen vermeiden können, ohne auf ihn zu verzichten. Bei vielen Gelegenheiten ist Einstein als jemand, der über seine ganze aktive Zeit hin über fundamentale Fragen nachgedacht hat, nicht richtig zu Wort gekommen. Wie vollzieht sich Physik? Was ist Physik? Was sind Ziele und Methoden? Lesen wir wirklich im Buch der Natur oder schreiben wir es über lange Passagen hin selber?

Berichterstattung über Resultate und Entwicklungen der Wissenschaften sind notwendig und können sehr interessant sein. Naturforschung sollte aber auch verstärkt als intellektuelle und kulturelle Leistung und als geistiges Abenteuer spannend und anregend transparent gemacht werden. Es muss Verständnis geweckt werden für den Charakter von Physik und Biologie, ihr Wesen, ihr Vorgehen, die Bedingtheit sowie Stärke und Schwäche ihrer Aussagen.

Zum Beispiel erfordert das Verständnis von ernster Musik Zeit und Mühe, belohnt aber auch durch Genuss und Befriedigung. Das ist bei Naturwissenschaften nicht anders. Alle seriöse Kultur, sei sie nun traditionell oder avantgardistisch, ist komplex. Sie erfordert Konzentration und insbesondere braucht sie Vermittlung. Naturwissenschaften gehören zu dieser Kultur.

»Wir können ja nicht von Eventmanagern leben!«

Die attempto!-Redaktion sprach mit Prof. Hanns Ruder über Sinn und Unsinn des Rummels um das »Einstein-Jahr«



In extremen Bereichen sieht die Welt ganz anders aus. Was man sieht, wenn man mit annähernd Lichtgeschwindigkeit durch die Tübinger Altstadt brausen könnte, zeigt diese Simulation.

Bild: Theoretische Astrophysik

attempto!: Einstein war schon zu Lebzeiten ein gefragter Medienstar, heute gilt er als Ikone der Pop-Kultur. Warum ist das Interesse an seiner Person so groß?

Ruder: Das wundert mich auch etwas! Denn es gibt viele genauso geniale Physiker, die nie ein solches Image bekommen haben.

attempto!: Hat denn die Öffentlichkeit ein falsches Bild von Einstein?

Ruder: Das glaube ich nicht. Viele denken aber, Einstein habe die Welt revolutioniert. Er hat als erster gewisse physikalische Grundgesetze erkannt. Das hätten andere, vielleicht ein bisschen später, auch gekonnt.

attempto!: Sie versuchen im »Einstein-Jahr«, seine Theorien verständlich zu machen. Wie stellen Sie das an?

Ruder: Man braucht dazu gar keine schwierigen Formeln. Wir fragen einfach: Wie sähe denn unsere Welt aus, wenn wir uns annähernd mit Lichtgeschwindigkeit über den Tübinger Marktplatz bewegten? Das können wir heute mit Computersimulationen darstellen. So erklären wir dem Publikum anschaulich, dass die Natur in den extremen Bereichen völlig anders ist, als wir es im täglichen Leben sehen. Und das kommt recht gut an.

attempto!: Haben Sie das Gefühl, dass die Leute das auch wirklich verstehen, oder sind die eher von den tollen Bildern fasziniert?

Ruder: Ich habe durch die Diskussionen nach meinen Vorträgen schon den Eindruck, dass die Leute wissen, worum es geht. Natürlich verstehen sie nicht die Mathematik, die man braucht, wenn man einen gekrümmten Raum beschreiben will. Aber daran hat auch Einstein lange herumgeknabbert.

attempto!: Welchen Sinn hat denn die Vermittlung von Wissenschaft für ›die Frau und den Mann auf der Straße‹?

Ruder: Es ist wichtig, den Menschen zu sagen, dass die Naturwissenschaft die Welt erklärt, in der wir leben. Zum Beispiel steckt im Telefonieren mit dem Handy unheimlich viel Physik, und wenn wir mit dem GPS im Auto durch die Stadt fahren, dann geht das nur, weil man die »Allgemeine Relativitätstheorie« verstanden hat. Wenn man sagt, man kennt Goethe nicht, dann ist man ungebildet. Aber wenn man sagt, man hat keine Ahnung, wie ein Handy funktioniert, ist das nicht peinlich. Dabei sollte das viel peinlicher sein! Und ich sehe, dass man gerade in Schulen die Kinder schon für die Naturwissenschaft begeistern kann. Es geht ja auch darum, dass gute Leute Physik studieren sollen und nicht Eventmanagement. Wir können in Deutschland ja nicht von Eventmanagern leben!

attempto!: Zum »Einstein-Jahr« gibt es auch zahlreiche Fernseh-Berichte. Wie finden Sie die?

Ruder: Die Sendungen waren teilweise schrecklich. Es gab auch bei mir Anfragen von Leuten, die alles selber und besser wissen und dann Quatsch erzählen. Außerdem wollen die meisten eine richtige Dramaturgie entwickeln – da muss immer alles ganz spannend sein. Einfach nur ein bisschen Wissen vermitteln, ist denen zu wenig. Aber es gibt auch gute Sendungen, beispielsweise von der BBC. Gerade hat uns die »Sendung mit der Maus« angeschrieben, darauf bin ich richtig stolz. Die gehen das vernünftig an, sprechen über Fragen und Probleme und schicken Entwürfe zum Überarbeiten.

attempto!: Hat denn Ihrer Erfahrung nach das »Einstein-Jahr« etwas gebracht für die Physik?

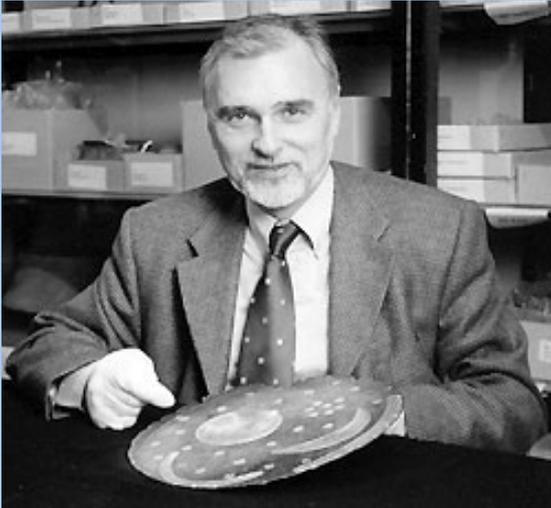
Ruder: Es ist erstaunlich, wie viele Leute sich dafür interessieren. Zu den Ausstellungen kommen teilweise 250.000 Menschen. Ich glaube schon, dass der Zulauf mit Einsteins schillernder Persönlichkeit zu tun hat. Natürlich auch mit dem großen Aufwand, mit dem das vermarktet wird. Man spürt deutlich, dass es momentan mehr Interesse an naturwissenschaftlichen Themen gibt – das »Einstein-Jahr« hilft dabei mit.

Das Gespräch führten Janna Eberhardt, Margarete Lehné und Michael Seifert.

Soll Wissenschaft unters Volk gebracht werden?

Chance statt Sündenfall

Von Ernst Pernicka



Ernst Pernicka, Professor für Archäometrie in Tübingen, ist viel gefragt von den Medien, da er die »Himmelsscheibe von Nebra« auf ihre Echtheit untersucht hat.

Foto: Claus-Peter Grätz

Man kann es drehen und wenden, wie man will: Trotz chronischer Unterfinanzierung werden die Universitäten immer noch zum weitaus größten Teil aus öffentlichen Mitteln erhalten. Das bringt nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht der Universitätsangehörigen mit sich, die Öffentlichkeit über ihre Tätigkeit auf Anfrage zu unterrichten. Der frühere Bundeskanzler Helmut Schmidt hat einmal von der Bringschuld der Forscher gesprochen. Im Bereich der Lehre geschieht dies mittlerweile am häufigsten durch Evaluationen und Rankings, die natürlich eine Orientierungshilfe vor allem für Studierende sind, wie immer man dazu stehen mag.

In vielen Ranglisten wird auch die Forschungsleistung erwähnt, meist durch Angabe der Zahl der Publikationen, auf verschiedene Weise normiert. Das ergibt aber nur ein unzureichendes Gesamtbild, denn erstens werden die so genannten kleinen Fächer in diesen Ranglisten nicht geführt und zweitens ist die trockene Anzahl von Publikationen wenig aussagekräftig.

Viel wichtiger sind Berichte über Forschungsergebnisse in den Medien, die deutlich mehr von der Öffentlichkeit wahrgenommen werden als Ranglisten. Gerade in Zeiten der Differenzierung der Universitäten (Stichwort »Eliteförderung«) ist es unbestreitbar, dass solche Beiträge, die das Image einer Forschungsinstitution heben, eine positive Einschätzung befördern.

Nun mag man einwenden, dass es wichtiger sei, in der eigenen *peer group*, dem meist kleinen Kreis von engeren Fachkollegen, anerkannt zu sein. Schließlich seien es diese, die Gutachten über Forschungsanträge und Karrieremöglichkeiten erstellen. Das ist zwar richtig, entbindet aber nicht von der Verpflichtung, gegebenenfalls auch die Öffentlichkeit zu unterrichten, besonders wenn diese, vermittelt durch Journalisten, sich tatsächlich danach erkundigt. Es wäre falsch zu

glauben, dass Drittmittelgeber, seien es öffentliche Institutionen, Stiftungen oder private Spender, an der Öffentlichkeitswirkung nicht interessiert wären. Dort gilt im Gegenteil die Devise: »Tu Gutes und sprich darüber«.

Eine andere Begründung für die Abstinenz vieler Forscher von der Öffentlichkeitsarbeit ist die vorherrschende Meinung, dass in den Medien Forschungsergebnisse trivialisiert würden. Ich höre aber gelegentlich von Journalisten, dass sich gerade die Kollegen, die sich lautstark über das niedrige Niveau von Fernsehbeiträgen äußern, besonders bereitwillig zeigen, sobald sie selbst angesprochen werden.

Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass man nicht immer glücklich ist über manches Detail der Darstellung in den Medien. Aber im Großen und Ganzen ist meine Erfahrung positiv. Bei längeren Artikeln oder Fernsehproduktionen gab es meist eine echte Zusammenarbeit, bei der nicht nur die Journalisten Lernende waren, sondern auch ich selbst, beispielsweise was die Technik der Präsentation anbelangt.

Es gibt viel mehr Journalisten, die sich die Zeit nehmen, die vorgetragenen Ergebnisse zu verstehen und in für Laien verständliche Sprache umzusetzen, als man gemeinhin in Forscherkreisen glaubt. Und man sollte deren Leistung als Brückenbauer zwischen Forschung und Öffentlichkeit auch anerkennen. Wenn ein Thema wirklich in den Medien »anspringt«, kann die Zusammenarbeit allerdings tatsächlich mühsam oder gar zur Plage werden, weil die Zeitkonstante des Journalismus eine andere ist. Man kann einfach nicht jede Woche eine Neuigkeit oder gar eine Sensation liefern.

Ein weiterer, gerne erhobener Einwand ist das unterschiedliche Interesse der Öffentlichkeit an verschiedenen Wissenschaftszweigen. Solche Unterschiede gibt es, wie sich bei der Befragung von Lesern eines Wissenschaftsmagazins herausgestellt hat. Aber das Beispiel des Philosophen Peter Sloterdijk, der es immerhin zu einer regelmäßigen Diskussionsrunde im Fernsehen über Fragen der Philosophie gebracht hat, zeigt, dass auch scheinbar weniger für Medien geeignete Gebiete der Wissenschaft dem Publikum – zumindest interessierten Laien – durchaus in verständlicher Sprache nahe gebracht werden können.

Das ist kein Sündenfall, sondern dient dem Ansehen der eigenen Institution. Insofern sind alle Angehörigen unserer Universität aufgerufen, an ihrem positiven Erscheinungsbild mitzuwirken, nicht nur in Fachzeitschriften und bei Fachtagungen, sondern auch in der Öffentlichkeit.

Soll Wissenschaft unters Volk gebracht werden?

Einsamkeit, Freiheit und Recht auf Esoterik

Von Georg Wieland



Distanziert: Georg Wieland, Emeritus für Philosophische Grundlagen der Theologie, hält einen angemessenen Abstand zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit für wichtig.

Foto: Bühler

Wissenschaft lebt vom Enthusiasmus und von den Interessen der Forscher sowie von finanziellen Mitteln der Öffentlichkeit. Deshalb hat die Öffentlichkeit einen Anspruch darauf zu erfahren, was mit ihren Geldern geschieht. Wissenschaft ist rechenschaftspflichtig: Die sachgerechte Verwendung ihrer Mittel, die adäquate Anwendung der jeweiligen Methoden und die Publikation ihrer Ergebnisse gehören zur Rechenschaftspflicht.

Die finanzielle Abhängigkeit auch von öffentlichen Geldgebern und eine gewisse Demokratisierung der Wahrheitsfindung, die prinzipiell alle am Wahrheitsfindungsprozess beteiligt und diesen Prozess selbst als Kompromiss zwischen unterschiedlichen Auffassungen begreift, enthalten für Wissenschaft und Forschung jedoch ein erhebliches Gefährdungspotenzial. Das liegt bei der finanziellen Abhängigkeit auf der Hand, lässt sich aber auch für die öffentliche Erwartung an die Wissenschaft zeigen.

Wozu sollte diese gut sein, wenn nicht zur Mehrung des Wohlstandes und der allgemeinen Wohlfahrt? Damit steht Wissenschaft im »Dienst der Wünschbarkeit« (Thomas Mann). Und zu den Wünschen an sie gehört natürlich auch die Verständlichkeit wissenschaftlicher Sprache und Methoden. Im Zuge der Demokratisierung der Wahrheitsfindung wird der Elfenbeinturm zu einem unzeitgemäßen Bollwerk egoistischer Eigenbrödler. Im gleichen Zusammenhang wächst die Erwartung an Anwendbarkeit, Verständlichkeit und Handgreiflichkeit wissenschaftlicher Ergebnisse. Popularisierung und schnelle Effekte werden zur Bringschuld von Wissenschaft.

Vor diesem Hintergrund nimmt es nicht wunder, wenn der notwendig esoterische Charakter wissenschaftlicher Prozesse unter einen doppelten Verdacht gerät, nämlich unter den Verdacht der Nutzlosigkeit und unter den der Weltfremdheit.

Warum ist Wissenschaft notwendig esoterisch? Weil es in ihr – wenn sie sich selbst ernst nimmt – um Erkenntnis des noch nicht oder des noch nie Erkannten geht. Und die lässt sich nicht mit Schablonen und Formeln fertigen Gepräges gewinnen. Es sind naturgemäß immer nur wenige, die sich in einem bestimmten und begrenzten Gebiet so gut auskennen, dass sie dem Neuen überhaupt auf die Spur kommen können.

Und diese wenigen sind es, die zunächst untereinander kommunizieren, sich kritisieren und korrigieren. Dieser Kommunikationsprozess findet zwar in der Öffentlichkeit statt, bleibt aber in Sprache und Argumentation auf den inneren Zirkel der Kenner bezogen. Insofern sind der Popularisierungserwartung Grenzen gezogen.

An der Esoterik und der dadurch bedingten elitären Position der Wissenschaft und der Wissenschaftler hat es immer wieder Kritik gegeben. So haben die Sophist die esoterische Dunkelheit der Philosophie, der Humanismus die gekünstelte, komplizierte Argumentation und Sprache der Scholastik, der moderne Intellektuelle und das Feuilleton die umständliche Gewundenheit wissenschaftlicher Publikationen häufig mit Hohn und Spott übergossen. Sie alle forderten eine lebendige, praxisbezogene Darstellung wissenschaftlicher Debatten und Ergebnisse.

Bezeichnenderweise gehen solche Forderungen meist einher mit einer Vorstellung von Wissenschaft, die ausschließlich ihren Nutzen für Wohlstand und Wohlfahrt im Auge hat und die auf das Neue gerichtete Erkenntnisdynamik nur in diesem Lichte zu sehen vermag. Wer aber Wissenschaft lediglich an ihrem unmittelbaren Nutzwert misst, nimmt ihr den Atem, den sie braucht, um sich frei entfalten zu können. In dieser Freiheit liegt im Übrigen auch die eigentliche Chance des Nutzens. Deshalb wäre es allemal besser, in Forscher und ihre Freiräume zu investieren als in Projekte, die immer schon den Stempel der Normalität und eines fertigen Gepräges an sich tragen.

Diese Bedenken gegen Popularisierungserwartungen lassen sich durch Beispiele gelungener Vermittlung von wissenschaftlicher Esoterik und öffentlicher Wirksamkeit nicht einfach

widerlegen. Platon oder Theodor Mommsen, Erasmus von Rotterdam oder Karl Jaspers haben glänzend geschrieben und eine breite Öffentlichkeit erreicht. Sie sind Glücksfälle der Wissenschaft, und solche gibt es auch hier und heute.

Doch selbst so große Geister wie Kant haben den Abstand von Schule (= Wissenschaft) und Welt (= Öffentlichkeit) nicht einfach überwinden können. Der Abstand ist konstitutiv. Wer ihn zugunsten der »Welt«, also popularisierend und nach Effekten suchend aufhebt, läuft Gefahr, die Komplexität von Wissenschaft zu übersehen und der Öffentlichkeit einen Schein von Einfachheit vorzugaukeln, die es wissenschaftlich nicht geben kann.

Die Boulevardpresse als Schrittmacher

Von Christoph Fischer

Die Medienwelt orientiert sich zunehmend an den Kriterien der Boulevardpresse. Da macht auch der Wissenschaftsjournalismus keine Ausnahme. Selbst seriöse Blätter bedienen immer mehr die Bedürfnisse eines breiten Publikums.



Dramatisch: Große Lettern und bunte Bilder künden in der Bild vom Weltuntergang.

Fotos: Bühler

Schön versteckt in der *FAZ* auf der Seite »Neue Sachbücher« findet sich die Rezension des Buches: »Der Geist der Tiere. Philosophische Texte zu einer aktuellen Diskussion. Suhrkamp Verlag«. Was hätte ein Boulevard-Wissenschaftsjournalist aus diesem Thema – in der *FAZ* noch dazu mit der verführerischen, aber blass gedruckten Dachzeile: »Wie es ist, ein Tier zu sein« aufgemacht – alles machen können. »Mein Hund kann denken«, »Deutschlands klügste Katze«, »Jetzt bewiesen: Mein Goldfisch hat eine Seele« oder aber: »Forscher enthüllen: Tiere trauern wie Menschen«.

Das sind Schlagzeilen, die dem erfahrenen Boulevardjournalisten sofort, ja reflexartig in den Sinn kommen. Kein Einzelfall, sondern eher symptomatisch: denn die allermeisten Wissenschaftsgeschichten des Boulevards beziehungsweise – als nach wie vor wirkmächtigster Vertreterin dieser journalistischen Gattung – der *Bild-Zeitung*, sind keine selbst recherchierten oder gar – horribile dictu: erfundenen – Geschichten. Sondern es sind Geschichten, die sich in anderen, vorzugsweise so genannten Qualitätsmedien, zuhauf finden lassen.

Was aber ist das Geheimnis des Boulevards? Wie schafft er es, namentlich im Wissenschaftsjournalismus, Nachrichten und Geschichten zu schlagzeilenverdächtigen Storys zu machen? Ein alter weiser Missionar, der fast die Hälfte seines Lebens in Indien verbracht hatte, pflegte auf die Frage seiner Pfarrkinder im westfälischen Sauerland, wie denn das Leben im fernen Indien sei, zu antworten: »Es ist alles wie hier – nur ganz anders!« Auch auf die Frage, wie der Wissenschaftsjournalismus bei der *Bild-Zeitung* funktioniert, könnte man in leicht abgewandelter Form antworten: »Es läuft im Grunde genau so ab, wie in anderen Redaktionen auch – nur eben doch ganz anders!«

Auch *Bild*-Journalisten bedienen sich allgemein zugänglicher (siehe Beispiel *FAZ*) oder spezifischer Informationsquellen wie Fachzeitschriften oder Spezialinformationsdienste. Auch *Bild*-

Journalisten sind, zumindest wenn sie sich schwerpunktmäßig mit Wissenschaftsthemen befassen, oftmals durch ein Universitätsstudium vorgebildet und daher mit dem Wissenschaftsbetrieb zumindest tendenziell in Berührung gekommen. Auch *Bild*-Journalisten bedienen mit ihrer Berichterstattung ein ganz offenbar in den letzten Jahren stetig steigendes Informationsbedürfnis an Wissenschafts- oder Wissensthemen ihrer Leserschaft.

Die Unterschiede

Allerdings – und damit beginnen bereits die nicht nur formalen, sondern sehr grundsätzlichen Unterschiede der *Bild-Zeitung* als dezidiertes Boulevardzeitung zu Zeitungen, die gemeinhin als »Qualitätszeitungen« bezeichnet werden: Sie hat keine selbstständige Wissenschaftsseite oder gar ein eigenständiges »Wissenschafts-Buch«.

Vielmehr besteht in der *Bild-Zeitung* eine nach den boulevarderspezifischen Kriterien wie Sensation, Emotion, Aktualität, Personalisierung oder Unterhaltungswert in dramatischer Abstufung durchkomponierte Geschichtenstruktur, in die sich die jeweilige Wissenschaftsberichterstattung einfügen muss.

Geschichten aus dem Bereich der Wissenschaft müssen, besonders dann, wenn sie auf die Seite eins mit einer entsprechenden Schlagzeile gelangen sollen, auf Anhieb überzeugen. Und zwar nicht den jeweiligen Ressortchef, sondern die Chefredaktion der *Bild-Zeitung*. Deren ehemaliger Chefredakteur, Udo Röbel, hat den Unterschied zwischen Qualitätszeitung (auch hier wiederum der *FAZ*) und der *Bild-Zeitung* im Hinblick auf die Wissenschaftsberichterstattung treffend so charakterisiert: »Jeder Ressortleiter ... scheint sein eigener Chefredakteur zu sein. Mit eigenen Reportern und Autoren. Und an jedem Tag macht jeder bei der *FAZ* an seinem Platz, was ihm gefällt.«



Unspektakulär: Die FAZ berichtet vom selben Ereignis mit sachlicher Headline und schlichter Grafik.

Foto: Bühler

Bei der *Bild-Zeitung* ein undenkbarer Zustand. Hier muss jedes Thema, jede Idee, jede Geschichte durch den Filter der Chefredaktion. Und die hat ihre ganz eigenen, spezifischen Bewertungskriterien. Würde beispielsweise ein Wissenschaftsjournalist nach seinem Selbstverständnis und nach seinen Maßstäben an eine gute »Wissenschaftsgeschichte« befragt, so würde er antworten: Die Geschichte muss richtig und vor allem wichtig sein.

Im Boulevardjournalismus dagegen ist der die emotionale und konkrete Lebenswirklichkeit der Leser möglichst unmittelbar betreffende Gehalt einer Geschichte von ausschlaggebender Bedeutung. Dabei ist der konkrete Nutzen – im Sinne von *news to use* – beispielsweise für den Wissenschaftsjournalismus aus dem Bereich der Medizin – ein sehr wesentliches Kriterium.

Die in weiten Leserkreisen vorherrschende Vorstellung, dass Forschung quasi auf Knopfdruck die konkreten Probleme und Schwierigkeiten des Lebens löst, wird von *Bild* gern und nachdrücklich durch entsprechende Geschichten bedient. Das trifft verständlicherweise besonders für die Berichterstattung aus dem Bereich der Medizin zu. »Neues Krebsgen entdeckt – Krebs bald endlich heilbar?« – das ist eine Traumschlagzeile, die gern und wiederholt in *Bild* zu finden ist.

Leider werden solche Hoffnungen und Erwartungen – nach eigener Beobachtung in ständig

steigender Dynamik – aus dem Kreis der Wissenschaft und insbesondere der forschenden pharmazeutischen Industrie, die zudem eng mit dem Wissenschaftsbetrieb verflochten ist, genährt und mit entsprechenden Informationen unterstützt.

Überhaupt sind Berührungspunkte des etablierten Wissenschaftsbetriebs mit der Boulevardpresse kaum zu beobachten. Im Gegenteil: Forschung und Wissenschaft erscheinen immer stärker als bewusst inszenierte Veranstaltung, als »Event«, die sich gern auch der Boulevardmedien bedient, um gezielte Botschaften – im Wesentlichen natürlich »Erfolge« – zu verbreiten. Das ist sicher einer der Gründe, warum in den letzten Jahren der Eindruck entstanden ist, dass Wissenschaftsthemen immer häufiger in den Medien generell und damit auch in der Boulevardpresse Beachtung finden.

»Immer an die Oma denken: Forschen ist die Expedition in die Eiswüste – Erzählen ist das Zurückkommen an den Küchentisch« – so lautet das Programm einer auf wissenschaftliche Institutionen spezialisierten PR-Agentur. Und auf dem Küchentisch liegt die *Bild-Zeitung*. Sie ist damit ein ganz wesentliches Zielmedium entsprechender PR-Maßnahmen. Der entsprechende PR-Druck auf die Redaktionen lässt sich, sofern er auf dem Postwege in die Büros der *Bild-Zeitung* gelangt, nur noch in Kilogramm bemessen.

»Innovative Themen, freche (sic!) Sprache und frisches Design« – wer glaubt, dieses Zitat stamme aus der *Bild*-Marketingabteilung, wo es durchaus am Platz wäre, irrt: Es handelt sich um ein Zitat aus der Pressemitteilung zum Magazin *ZEITWISSEN* der angesehenen Wochenzeitung *DIE ZEIT*. Allerdings steht dieses Zitat für den in der gesamten Medienwelt immer deutlicher spürbaren Trend der Boulevardisierung.

Und die Wissenschaftsberichterstattung ist geradezu ein Musterbeispiel dafür: Kaum ein Wissenschaftsbericht, auch nicht in etablierten Qualitätsmedien, kommt heute ohne Porträt des Wissenschaftlers oder eines geheilten Patienten aus – was der klassischen Boulevardform der Personalisierung entspricht. Kaum ein Wissenschaftsbericht verzichtet heute auf emotionale Einordnungen wie »sensationell« oder »phantastisch«.

Und wehe, die Einsteinsche Relativitätstheorie oder die Quantenmechanik werden nicht sofort auf Themen wie: »Was Einstein mit Ihrer Mikrowelle zu tun hat« oder »Wann kommt der Quantencomputer auch für zu Hause?« verdichtet. Die Boulevardpresse ist – überspitzt gesagt – in gewissem Sinn der Schrittmacher einer Entwicklung im Wissenschaftsjournalismus hin zu einer streng am tatsächlichen oder vermuteten Publikumsgeschmack orientierten Darstellungsweise.

Der Wissenschaftsjournalist Christian Schwägerl (*FAZ*) bringt es auf den Punkt: »Bei der Wissenschaftsvermittlung handelt es sich um ein [...] heikles Feld, angesiedelt zwischen Jean Pütz und Friedrich Dürrenmatt, zwischen Ranga Yogeshwar und Jürgen Habermas«. Man möchte ergänzen: Auch die *Bild-Zeitung*, ob in der U-Bahn, im Bauwagen, im Büro oder eben auf Omas Küchentisch gelesen, ist längst ein ernst zu nehmender Solist im stetig lauter werdenden Orchester der Wissenschaftspopularisierung geworden.

Im Sumpf der Medien

Von Janna Eberhardt

Wissenschaftler müssen über ihre Arbeit informieren. Das fordert die so genannte breitere Öffentlichkeit, genauer gesagt sind es meistens die Medien. Schließlich wird ein großer Teil der Forschung und der Wissenschaftlergehälter mit Steuergeldern bezahlt. Daraus ergibt sich eine Bringschuld der Wissenschaftler – juristisch gesehen, aber vor allem moralisch. Die fordern die Medien zuweilen mit großer Vehemenz ein. Und entgegen allen Unkenrufen, Wissenschaftler ließen sich für die Niederungen der Presse nicht aus ihrem Elfenbeinturm herab, nehmen sehr viele von ihnen die Herausforderung an. Manche aus Pflichtgefühl, andere sogar mit Spaß. Ein kleiner Erfahrungsbericht aus der Sicht von Wissenschaftlern.



Im Umgang mit der Presse stoßen Wissenschaftler auf manche Unwägbarkeit. Viele scheuen den Kontakt zu Journalisten dennoch nicht.

Foto: Bühler

Der Astronom Prof. Klaus Werner hegt insgesamt positive Gefühle gegenüber den Medien. »Die Journalisten scheinen sehr interessiert, selbst bei schwierigen Themen, und geben sich viel Mühe, alles richtig zu erklären«, sagt er. Auch habe er noch nie erlebt, dass die Medienleute sich nur vordergründig für seine Forschung interessiert hätten und eigentlich hinter einer ganz anderen Story her gewesen seien. Allerdings zeigt sich bei näherer Nachfrage, dass der Astronomieprofessor, dem der Kontakt zu den Medien als Abwechslung zum Forscheralltag Spaß macht, tolerant gegenüber kleineren Fehlern ist. »Bei den vielen Themen, über die ein Tageszeitungsredakteur schreibt, kann ich nicht verlangen, dass immer alles hundertprozentig richtig ist. Höhere Ansprüche stelle ich an Redakteure der populärwissenschaftlichen Zeitschriften.« Die seien seiner Erfahrung nach aber gut bewandert.

Mit kleinen Abstrichen

Auch die Archäologin Prof. Barbara Scholkmann sieht es als Chance, über die Medien die breitere Öffentlichkeit auf ihre Forschungen aufmerksam zu machen. In ihrem Fach sei das Interesse an Grabungen und Funden zumal in den regionalen Medien aber sowieso groß. »Natürlich muss man kleine Abstriche machen, was die exakte Vermittlung angeht. Wenn man sich vorher klar macht, dass Journalisten andere Interessen haben als Wissenschaftler und vor allem ihr Publikum zufrieden stellen wollen, muss man keine schlechten Erfahrungen mit den Medien machen.« Der Biologe Dr. Björn Siemers hat ebenfalls insgesamt gute Erfahrungen mit den Medien gemacht. »Ich versuche, selbst schon die Dinge so weit wie möglich zu vereinfachen. Dann gibt es weniger Fehler oder Missverständnisse«, sagt er. Er bittet die Journalisten häufig, Texte vor der Veröffentlichung durchsehen zu dürfen, der Bitte werde meistens entsprochen.

Etwas heikler wird die Angelegenheit, wenn man den Umgang mit Boulevardmedien wie etwa der *Bild-Zeitung* anspricht. »Da hätte ich schon Bedenken, dass meine Darstellung verzerrt wiedergegeben würde«, sagt Barbara Scholkmann. Manche Forscher würden es wohl von vornherein ablehnen, mit den *Bild*-Redakteuren zu sprechen. »Im Stil der *Bild-Zeitung* lässt sich Forschung einfach nicht korrekt darstellen«, sagt zum Beispiel der Geowissenschaftler Prof. Peter Grathwohl. Klaus Werner, der sein Konterfei und seine Forschungen an planetaren Nebeln schon einmal in *Bild* bewundern konnte, formuliert es so: »Es war reißerisch, was sie gedruckt haben, aber nicht wirklich verkehrt.« Das Unwohlsein gegenüber der *Bild-Zeitung* hat aber nicht nur mit den minimal kurzen Inhalten zu tun. »Das liegt auch an dem Umfeld des Artikels«, sagt Werner, »da sind eben links und rechts davon die Nackedeis.«

Viele Forscher wären aber bereit, auch der *Bild-Zeitung* ein Interview zu geben. »Ich sehe es schon als meine Aufgabe an, nicht nur der *Scientific Community* von meinen Forschungsergebnissen zu berichten, sondern mich auch offen gegenüber der Öffentlichkeit zu zeigen, was eben bedeutet, sich mit den Medien auseinander zu setzen«, sagt Björn Siemers. Allerdings würde er sich nur mit großer Vorsicht äußern. Klaus Werner gibt zu bedenken, dass *Bild* für viele Menschen die einzige Zeitung ist, die sie lesen. Die erreiche auch viele, die sonst gar nicht an Wissenschaft interessiert sind. Und der Wirtschaftswissenschaftler Prof. Joachim Starbatty fragt schlicht: »Warum fünf Millionen Leser ausschließen?«

Tatsächlich haben Starbatty und der Politikwissenschaftler Prof. Josef Schmid die bisher schlechtesten Medienerfahrungen woanders gemacht. »Durch einen Reporter vom *Stern* habe ich mich manipuliert gefühlt«, erzählt Schmid. Er war von dem Journalisten wegen Terminproblemen zum Mittagessen eingeladen worden. Aus dem zweistündigen lockeren Gespräch habe der Journalist einige aus dem Zusammenhang gerissene Sätze zitiert, sagt Schmid. »Nach dem Motto: Über seinen Braten gebeugt, sprach der Professor darüber, wie die sozialen Probleme im Land zu lösen seien.« Eigentlich sei er selbst ein großer Anhänger plastischer Sprache, doch hier wie auch in manchen anderen Fällen hätten ihm die Journalisten daraus einen Strick gedreht.

Am Katzentisch

Joachim Starbatty fühlte sich bei einer Einladung in die Fernsehshow »Sabine Christiansen« in der ARD benutzt. Zusammen mit dem Bundeskanzler und weiteren Wissenschaftlern sei er in das Berliner Studio eingeladen worden, um einem Millionenpublikum ein umfassendes Bild von der Lage der Nation zu vermitteln. »Die Experten saßen weit entfernt von der Gesprächsrunde am Katzentisch und kamen entgegen den vorherigen Beteuerungen zur Planung der Talkrunde nur ein einziges Mal zu Wort«, sagt Starbatty. Ihm sei der Hörfunk lieber, weil die Redezeit im Fernsehen auch dadurch so knapp werde, dass sich die Moderatoren stark in den Vordergrund spielten. »Glücklicherweise muss man sich eine solche schlechte Behandlung nicht stumm gefallen lassen«, sagt Starbatty. Er hat seinen Erfahrungsbericht mit der Fernsehshow »Sabine Christiansen« an die Wochenzeitschrift *Focus* geschickt, die ihn in der Rubrik »Standpunkt« veröffentlicht hat.



Wissenschaft auf dem Weg zur Leserschaft

Karikatur: Buchegger

Die hauptsächlichen Schwierigkeiten im Umgang mit den Medien beschreiben die Wissenschaftler je nach Fachgebiet unterschiedlich. Politikwissenschaftler Josef Schmid nennt an erster Stelle die unterschiedlichen Zeithorizonte in den Berufsgruppen. »Da muss man immer in drei Sätzen die Welt erklären für eine schnelle Schlagzeile.

Umgekehrt haben die Journalisten kein Verständnis, wenn eine gründliche wissenschaftliche Analyse eben auch mal drei Jahre dauern kann.« Wissenschaftler seien schließlich keine Computer, die auf Knopfdruck jede Art von Information ausspucken könnten. Kann man da nicht auch etwas Verständnis von den Journalisten erwarten? »Na ja, wenn ich Glück habe, bekomme ich für mein Statement einen halben Tag Zeit«, sagt Schmid verschmitzt.

Bei Fragen zu aktuellen politischen Entwicklungen könne man auch nicht richtig »wissenschaftlich« antworten. »Wir tun dann eine Art gehobene Meinung kund, zu der wir vielleicht ein bisschen mehr Hintergrund haben als der Durchschnittsbürger.«

Suche nach der Sensation

Bei der Frage nach Diskrepanzen zwischen der Arbeits- und Denkweise von Wissenschaftlern einerseits und Journalisten andererseits wird häufig die journalistische Suche nach der Sensation genannt. »Manche Journalisten verkürzen die Inhalte stark, wenn es dadurch prickelnder wird«, sagt Peter Grathwohl.

Barbara Scholkmann ist aufgefallen, dass zum Beispiel manches wissenschaftlich interessante Fundstück in der Archäologie einfach durch das Raster der Medien fällt, weil es sich nicht in den Superlativen des Ältesten, Größten oder Schönsten beschreiben lässt.

»Journalisten wollen knackige Storys, während wir Wissenschaftler alle Aussagen relativieren und am liebsten in ihrem richtigen Zusammenhang lassen«, sagt Björn Siemers. »Wenn ich zum Beispiel eine Studie statistisch korrekt ausgewertet habe, habe ich vielleicht eine Irrtumswahrscheinlichkeit von fünf Prozent. Das heißt also, dass meine Aussage mit einer Wahrscheinlichkeit von fünf Prozent falsch ist – das will so natürlich keiner lesen.«

Er habe im Umgang mit den Medien gelernt, Aussagen, die er nur vertreten kann, wenn er sie einschränkt, lieber ganz wegzulassen. Siemers sieht ein weiteres Problem darin, dass Quellen in den Medien oft nicht korrekt genannt werden. »Manchmal muss man im Gespräch mit Journalisten auch über Sachen berichten, die andere herausgefunden haben. Eigentlich müsste man dann die ganzen Kollegen, die man schließlich auch kennt und schätzt, nennen. Das finden Journalisten aber langweilig.« Es sei dann sehr unangenehm, wenn einem der Einfachheit halber

die ganze Ehre zugeschrieben werde.

»Man muss damit leben, dass es keine Lösung gibt, die sowohl für die Journalisten als auch für die Wissenschaftler optimal ist«, sagt Josef Schmid, der trotz aller gemischten Erfahrungen wenig Berührungspunkte mit den Medien hat. »Wir wissen zumindest, in welchen Sumpf wir treten«, sagt er gelassen.

»Und hinterher sind wir wieder schlauer!«

Von Gabriele Förder

Wissenschaft im Fernsehen? Wer möchte, kann täglich eine ordentliche Portion davon abkriegen. Das Angebot ist vielfältig, wobei die Sendungen nicht immer die in sie gesetzten Erwartungen erfüllen. Anstelle von Wissenschaft gibt es da auch mal nur praktische Tipps für den Alltag. Aber ebenso den ernsthaften Versuch, Forschungsergebnisse verständlich ans Publikum zu bringen – Erfahrungen eines mehrtägigen Probesehens.



Wissenschaft kompetent, aber unterhaltsam vermitteln:
»Quarks & Co«-Moderator Ranga Yogeshwar.

Foto: WDR/pr

»Hier wird's heute lustig und hinterher sind wir wieder schlauer«, verspricht »Clever«-Moderatorin Barbara Eligmann dem Publikum im Fernsehstudio und zu Hause an den Bildschirmen. »Clever – die Show, die Wissen schafft«, samstags zur besten Sendezeit auf SAT.1, bringt im Untertitel zwar das Wortspiel »Wissenschaft(t)«, hat damit aber relativ wenig zu tun. Stattdessen gibt es Spaßmacher Wigald Boning, der im weißen Kittel als »Forscher«, munter durchs Bild hüpfet und den Zuschauern an verschiedenen Beispielen die Welt erklärt.

Gemeinsam mit zwei prominenten Gästen überlegt das TV-Publikum zum Beispiel, welche Spiegelform wohl am schnellsten Feuer entzündet: ein Parabol-, ein Halbkugelspiegel oder ein Spiegel in Kegelform? Dann die Einblendung der Versuchsanordnung: Wir kriegen die richtige Antwort »live« geliefert – kommentiert von Wigald Boning.

»Clever« bietet Hilfe zur Alltagsbewältigung und nützliche Tipps für jedermann. Wie würden Sie beispielsweise einen Marder davon abhalten, Ihre Autokabel anzuknabbern? Mit einem »WC-Duftstein« oder mit »Hundehaaren eines »Rottweilers«? Bei derart kniffligen Fragen verweisen die »Clever«-Leute schon auch mal auf echte Wissenschaftler, zum Beispiel auf »Forscher der Uni Gießen«, die sich mit dem »Meideverhalten« von Mardern beschäftigt haben. Ansonsten wird das Publikum in »Clever« nicht mit echten Wissenschaftlern und nur selten mit deren Forschungsergebnissen konfrontiert. Dafür gibt es aber immer was zu lachen. . .

Etwas ernster wird es dann im öffentlich-rechtlichen Fernsehen. Bei »Quarks & Co« mit dem Physiker und Moderator Ranga Yogeshwar im WDR geht es um die »Grenzen der menschlichen Wahrnehmung«. »Wahrnehmungsforscher der TU Dresden« kommen ins Spiel, ein Versuch wird in einer Fußgängerzone nachgestellt und in einem Filmbeitrag gezeigt. Die Frage: Passanten werden interviewt, wohin richten sie dabei ihre Aufmerksamkeit? Das verblüffende Ergebnis: Die Befragten bemerken nicht, dass der Reporter zweimal in einem Ablenkungsmanöver ausgetauscht wurde. Wir lernen: »Nicht alle

visuellen Informationen können gleichzeitig aufgenommen werden.«

»Quarks & Co« bietet interessante Information auf einem höheren Niveau. Wissenschaftler kommen allerdings auch hier nicht direkt zu Wort, sondern erscheinen lediglich in Hinweisen auf Studien bestimmter Universitäten. Die Inhalte werden über Filme oder den Moderator vermittelt.

Zur Abwechslung ein kurzes Eintauchen in die »Welt der Wunder« auf RTL 2. Es geht um Bakterien in der Küche. Der Einstieg in den Filmbeitrag signalisiert Hochspannung: »Eine deutsche Küche. Es ist ruhig, und doch ist sie die Heimstatt von Millionen finsterner Gesellen«. Dann erfahren wir, dass »in unseren Küchen das Grauen wohnt«. Sie hätten vielleicht vermutet, es handele sich dabei um den seit zwei Tagen unerledigten Abwasch? Viel schlimmer! In deutschen Küchen wimmelt es von zahlreichen krankmachenden Bakterien. Ein Wunder, wie wir unter diesen Bedingungen überleben können . . .

Apropos überleben: »Raubt die Pille den Frauen die Lust auf Sex?« Mit dieser alarmierenden Frage beginnt ein Beitrag in »Galileo« auf Pro 7. Als Quelle verweist Moderator Aiman Abdallah auf eine Studie der Boston University an 125 Frauen. Ursache für die angebliche Lustlosigkeit soll das Absinken des Testosteron-Spiegels bei der Pilleneinnahme sein. Eine Umfrage unter Frauen bestätigt dieses Problem allerdings nicht, also, so der Moderator »steht die Studie auf wackligen Beinen«.

Außerdem, so erfahren wir, gibt es eine Gegenstudie der »Berliner Charité«: »Frauen, die die Pille nehmen, haben eine höhere sexuelle Aktivität.« Nachdem die Welt nun wieder in Ordnung ist, könnte sich der Fernsehzuschauer allerdings fragen, ob dieser Beitrag tatsächlich viel mehr war als heiße Luft? »Galileo« entlässt uns an diesem Abend noch mit einem nützlichen Tipp: Wie kriegt man Tierhaare von der Kleidung? Am besten mit einer feuchten Feinstrumpfhose, die man wie eine Bürste benützt. Da hat sich das Zuschauen doch noch gelohnt!



»Clever«-Akteur Wigald Boning im Forscher-Kostüm.

Foto: SAT.1/pr

»arte – Entdeckung« entführt das Fernsehpublikum in die Welt der »Kryoniker.« Sie träumen den Traum von der ewigen Jugend und verfügen zu Lebzeiten, dass sie mit Hilfe flüssigen Stickstoffs nach ihrem Tod eingefroren werden möchten. Überzeugte Kryoniker finden sich vor allem in den USA, was der Bericht in zahlreichen Interviews an Originalschauplätzen eindrucksvoll darstellt. Außerdem gibt es einen Ausflug in die »Kryobiotechnologie – die Biologie der tiefen Temperaturen als einem boomenden Forschungsweig«. Ein Wissenschaftler des Fraunhofer Instituts enttäuscht allerdings alle überhöhten Erwartungen mit der lapidaren Aussage: »Wer sich heute einfrieren lässt, ist für immer tot.« Der interessierte Zuschauer erfährt aber anschließend auch, dass das nicht etwa die persönliche Meinung des Experten ist, sondern auf neuesten Forschungsergebnissen beruht. Fazit: Wer sich ausreichend Zeit nehmen kann, wird auf »arte« gut bedient.

Aber auch das Zweite Deutsche Fernsehen lässt sich in Sachen Wissenschaft nicht lumpen. Dort steht der Name Joachim Bublath laut Internet-Auftritt für »Wissenschaft und Unterhaltung« im Wechsel neben Wolf von Lojewski, mit seiner Sendung »Abenteuer Wissen«. Dort noch kurz reingezappt? Nun denn: Ein Spezialschiff mit »hochempfindlichen Unterwassersonden« ist in der Ostsee unterwegs, um »tickende Zeitbomben« im Meer zu entschärfen. Denn, so die traurige Nachricht, »die Weltmeere sind ein gigantischer Schiffsfriedhof«. Im Reportagestil mit Spannungsbogen erfahren wir, dass die Mannschaft über »umfangreiches Spezialwissen« und eine »hochentwickelte Technologie« verfügt – wie gut, dass es die Wissenschaft gibt . . .

Lust auf noch mehr Wissenschaft im Fernsehen? Sehen Sie sich doch noch »nano«, »Planet Wissen«, »Q21-Wissen für morgen«, »W wie Wissen«, »Wissen macht Ah!« oder die Sendungen auf Bayern-alpha, dem »Bildungskanal des Bayerischen Rundfunks« an! Mir reicht's fürs erste.

»Unterhaltsam und kompetent«

Nachgefragt bei »Quarks & Co«-Redakteurin Monika Grebe

attempto!: Welches Konzept liegt der Sendung zugrunde?

Grebe: Wissenschaft kompetent, aber unterhaltsam und ohne erhobenen Zeigefinger zu vermitteln. Dabei suchen wir immer den spannendsten Zugang zu einem Thema.

attempto!: Nach welchen Kriterien wählen Sie Ihre Themen aus?

Grebe: Die Themen reichen von faszinierenden Naturphänomenen (Vulkane, Riesenwellen) bis zu neuesten Erkenntnissen aus Wissenschaft und Technik (Nanotechnologie). Aber auch Alltagsthemen wie Wasser oder Kaffee, die wir aus ganz verschiedenen und oft überraschenden Blickwinkeln betrachten. Regelmäßig widmen wir uns auch Themen, die gerade in der gesellschaftlichen Diskussion sind wie der Klimawandel oder die Gentechnik.

attempto!: Was ist Ihre Zielgruppe?

Grebe: Jeder, der sich für Wissenschaft interessiert. Wir haben innerhalb des WDR ein relativ junges Publikum, aber eigentlich sehen uns alle Altersstufen.

attempto!: Halten Sie direkten Kontakt zu Wissenschaftlern und stimmen Sie Ihre Beiträge mit ihnen ab?

Grebe: Der Kontakt zu Wissenschaftlern ist sehr wichtig, um aus erster Hand informiert zu werden. Unsere Beiträge stimmen wir vor der Sendung aber grundsätzlich nicht ab.

»In erster Linie eine Spielshow«

Nachgefragt bei SAT.1-»Clever«-Producer Jan Klophaus

attempto!: Welches Konzept liegt der Sendung zugrunde?

Klophaus: »Clever« ist »Wissenschaftscomedy«, ganz bewusst keine herkömmliche Wissenschaftssendung. Wir machen eine Unterhaltungssendung, deren Thema Wissenschaft ist, aber ohne schulischen Ernst. Wir möchten den Leuten Bock auf Wissen machen, ohne sie damit zuzuschütten.

attempto!: Nach welchen Kriterien wählen Sie Ihre Themen aus?

Klophaus: Die Themen müssen unterhaltsam sein und in unser Spielsystem passen. Das heißt, dass eben auch die falschen Antworten optisch gut überkommen müssen.

attempto!: Was ist Ihre Zielgruppe?

Klophaus: Wir sind eine Familiensendung. In der Gruppe der 14- bis 49-Jährigen haben wir einen Zuschaueranteil von 14 bis 15 Prozent. Knapp vier Millionen aller Fernsehzuschauer sehen regelmäßig »Clever«.

attempto!: Halten Sie direkten Kontakt zu Wissenschaftlern und stimmen Sie Ihre Beiträge mit ihnen ab?

Klophaus: Selbstverständlich, das müssen wir ja. Wir arbeiten auch direkt mit Universitäten zusammen. Wissenschaftliche Einrichtungen arbeiten gerne mit uns, weil sie sehen, dass wir mit unserer manchmal bewusst unwissenschaftlichen Art Interesse am Thema Wissenschaft wecken.

Die Gespräche führte Gabriele Förder

Bildet Wissenschaft im Wohnzimmer?

Von Jutta Milde und Georg Ruhrmann

Das Publikum sieht Wissenschaftsmagazine im Fernsehen fast genauso gerne wie TV-Serien und Shows. Aber lernen die Zuschauer durch solche Programme tatsächlich etwas? An der Friedrich-Schiller-Universität in Jena wird untersucht, wie viele Informationen speziell aus biomedizinischen Beiträgen langfristig beim Zuschauer ankommen und was dieser davon hält.



Das Fernsehen serviert lehrreiche Wissenschaft direkt an die häusliche Couch. Verschiedene Faktoren bestimmen, was davon in den Zuschauerköpfen hängenbleibt.

Foto: Bühler

Wissenschaftsformate erfreuen sich im deutschen Fernsehen zunehmender Beliebtheit. Galten sie bis in die Anfänge der 90er-Jahre als Nischenprogramme, sendet heute nahezu jedes TV-Vollprogramm mindestens ein Wissenschaftsformat – häufig auf den attraktivsten Sendeplätzen. Das Spektrum der Sendungen reicht dabei von klassischen Wissenschaftsmagazinen bis zu science shows. Ziel ist es, einem interessierten Zuschauerkreis wissenschaftliche Erkenntnisse und Entwicklungen zu vermitteln, die sich auch für den Alltag als relevant erweisen, quasi als wissensbasierte Lebenshilfe.

Unklar ist jedoch, wie die Zuschauer mit solchen Angeboten umgehen, an welche Inhalte sie sich erinnern und wie sie diese verstehen. Diese Fragen untersucht die Friedrich-Schiller-Universität in Jena in einem Forschungsprojekt: Erste Ergebnisse zeigen, dass Fernsehinhalte von Zuschauern recht unterschiedlich erinnert werden. Doch darauf können TV-Macher Einfluss nehmen.

Das Fernsehen trägt wesentlich zur öffentlichen Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse bei: Die Öffentlichkeit erfährt von Heilungschancen bei Krebs oder neuen Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin. Dabei ist die Auswahl der Informationen von medieneigenen Gesetzmäßigkeiten bestimmt. Journalistische Auswahlkriterien und mögliche Darstellungsweisen

entscheiden über eine öffentliche Thematisierung und Meinungsbildung. Hieraus ergeben sich weit reichende Konsequenzen für die Akzeptanz wissenschaftlichen Fortschritts und auch für das öffentliche Vertrauen in die Wissenschaft. Darüber hinaus können Journalisten die individuelle Wahrnehmung der Zuschauer beeinflussen: Motivation, Einstellung und Vorwissen sind wesentliche Merkmale von »Medienwirkung«.

Ein Beispiel ist die kontroverse gesellschaftliche Debatte über Chancen und Risiken der zukunftssträchtigen »Molekularen Medizin«. Presse und Fernsehen hätten in diesem Fall – so wurde immer wieder behauptet – eine skeptische Haltung der deutschen Öffentlichkeit mit erzeugt: Belegt ist, dass Journalisten nicht nur inhaltlich, sondern auch durch sprachliche Formulierungen subtil bewerten, was für die Einstellungsbildung der Öffentlichkeit entscheidend ist. Doch fehlen – bis auf wenige Ausnahmen – darauf bezogene (experimentelle) Wirkungsstudien.

Das Forschungsprojekt »Molekulare Medizin und Fernsehen« an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena verfolgt unter anderem das Ziel, die Aufnahme und Wirkung biomedizinischer Beiträge aus Wissenschaftsmagazinen zu analysieren. Die hier vorgestellte Zuschauerbefragung bildet den letzten Teil der Untersuchung, der eine Journalistenbefragung und eine systematische Inhaltsanalyse von Wissenschaftsmagazinen und Fernsehnachrichten zur Biomedizin über einen Zeitraum von zehn Jahren vorausging. Zwei Fragen der Rezeptionsstudie von 2005 sind in diesem Zusammenhang von besonderem Interesse: Wie nehmen Fernsehzuschauer typische Beiträge zur modernen Biomedizin auf und wie bewerten sie diese Beiträge und deren Inhalte?

Vor Politik und Sport

Erste Ergebnisse der Rezeptionsstudie zeigen, dass für die Motivation zur Verarbeitung von TV-Inhalten unter anderem das Interesse an wissenschaftlichen Inhalten wichtig ist. Es liegt mit 38 Prozent auf einem ähnlich hohen Niveau wie bei Serien (40 Prozent) und Fernsehshows (42 Prozent) und fällt größer aus als das Interesse für politische Magazine (33 Prozent) und Sportsendungen (32 Prozent). Immerhin geben rund 95 Prozent aller Befragten an, mindestens schon einmal ein Wissenschaftsmagazin gesehen zu haben.

Was interessiert Fernsehzuschauer? (»sehr starkes/ starkes Interesse«)



Nachdem den Zuschauern im Verlauf der Befragung jeweils einer von zwei TV-Beiträgen gezeigt wurde, erfolgte ein »Recognitiontest« mit Hilfe von Multiple-Choice-Fragen. Die Fragen stützen die Erinnerung an die Inhalte der Beiträge. Dabei wählen die Befragten die Antwort aus, die ihrer Meinung nach zutrifft. Dabei zeigt sich, dass Befragte, die angeben, sich besonders für Medizin und/oder Genetik zu interessieren, durchschnittlich höhere Erinnerungswerte haben.

Ebenso auffällig ist, dass die durchschnittliche Anzahl richtiger Antworten mit der Höhe des allgemein bildenden Schulabschlusses steigt, nicht aber bei der vergleichenden Betrachtung von Alter oder Geschlecht. Der anwendungsorientierte TV-Beitrag scheint generell erfolgreicher in der Vermittlung biomedizinischer Inhalte zu sein als der grundlagenorientierte. Es sind schwache, aber signifikante Korrelationen zwischen Beitragstyp und Höhe des Schulabschlusses zu beobachten.

Wie die Befragten die beiden Beiträge subjektiv bewerten, deutet ebenfalls darauf hin, dass ein anwendungsorientierter Bericht wissenschaftliche Inhalte möglicherweise erfolgreicher vermitteln kann.

Beiträge, die Menschen in den Mittelpunkt stellen, dabei ausgewogen und kritisch mit den Inhalten umgehen und wissenschaftliche Erkenntnisse verständlich kommentieren, werden besser behalten als grundlagenorientierte Beiträge, die diese Kriterien nicht erfüllen.

Eine kritische Betrachtung der modernen Biomedizin führt jedoch dazu, dass die Rezipienten das Programm als weniger unterhaltsam empfinden.

Die vorgestellten Ergebnisse zeigen demnach, dass sowohl das individuelle Themeninteresse als auch der formale Bildungsgrad Einfluss darauf haben, wie gut sich Fernsehzuschauer an die Inhalte der Sendungen erinnern. Diese Faktoren sind also eine wichtige Voraussetzung bei der Rezeption. Auch die Art, wie Wissenschaftsmagazine aufgebaut sind, beeinflusst den »Lernerfolg« des Zuschauers: Der anwendungsorientierte Beitrag führt anscheinend zu größerer persönlicher Betroffenheit, was die Informationen tendenziell besser behalten lässt als dies bei einem grundlagenorientierten Bericht der Fall ist. Hier sind jedoch weitere Analysen erforderlich, um den Einfluss von Rezipientenmerkmalen und Darstellungsweise von TV-Inhalten auf die Erinnerungsleistung zu überprüfen.

- [Startseite](#)
- [Editorial](#)
- [Tophthema](#)
- [Bildthema](#)
- [Forschung](#)
- [Studium & Lehre](#)
- [Unikultur](#)
- [Portrait](#)
- [Unigeschichte](#)
- [Unibund](#)

Die Ruhe zwischen den Stürmen

Leere Räume, wo es inzwischen wieder wimmelt von studierfreudigen und lernwilligen, sportlichen und hungrigen Menschen: Der alte Botanische Garten, die Mensa, Toilettenräume, der Computerpool und die Sportanlagen. Den Sommer über scheint sich die ganze Erschöpfung des vergangenen Semestersturms breit zu machen. Die Menschen fliehen die Stätten, die an Arbeit und Alltag erinnern. Die Orte der Massenuni erscheinen auf einmal fremd und strahlen Ruhe aus. Doch unmerklich wird aus der Leere und Stille gespannte Konzentration auf den nächsten Ansturm. Die Uni begibt sich in Warteposition. Und plötzlich ist der Bann gebrochen, der Studienbetrieb erwacht zum Leben. Die Weite der leeren Räume ist nicht mehr als eine Erinnerung.

Fotos: Katja Weber

Botanischer Garten



Computerpool



Mensa I



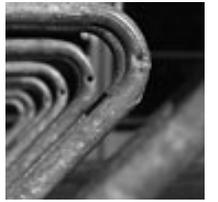
Mensa II



Mensa III



Fahrradständer



Toilettenräume



Sportanlagen





Botanischer Garten



Computerpool



Mensa I



Mensa II



Mensa III



Fahrradständer



Toilettenräume



Sportanlagen

- [Startseite](#)
- [Editorial](#)
- [Tophthema](#)
- [Bildthema](#)
- [Forschung](#)
- [Studium & Lehre](#)
- [Unikultur](#)
- [Portrait](#)
- [Unigeschichte](#)
- [Unibund](#)

[Gut und Böse in der Darmflora](#)

Tübinger Mikrobiologen erforschen chronisch-entzündliche Darmerkrankungen

[weiter](#)



[Mutterschutz nach dem Bumerang-Prinzip?](#)

Wirtschaftswissenschaftlerinnen untersuchten geltendes Recht aus Sicht der Arbeitgeber

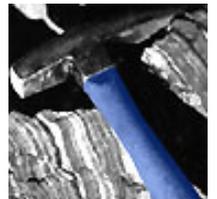
[weiter](#)



[Was die Bakterien im Gestein so treiben](#)

Stipendiat des Emmy-Noether-Programms forscht im neuen Bereich Geomikrobiologie

[weiter](#)



[Eugenio Coseriu gewidmet](#)

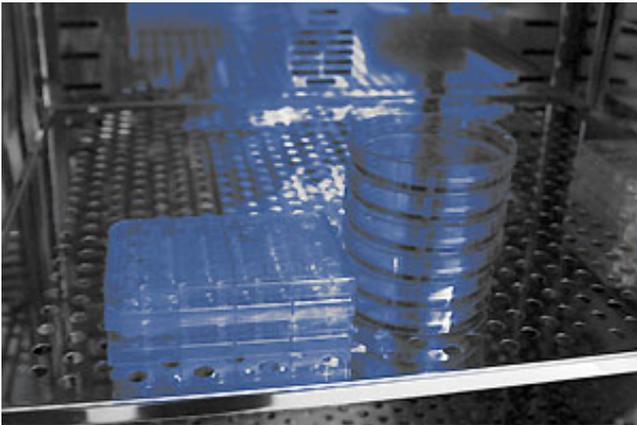
Im Coseriu-Archiv wird der Nachlass des Sprachwissenschaftlers erschlossen

[weiter](#)



Gut und Böse in der Darmflora

Tübinger Mikrobiologen erforschen chronisch-entzündliche Darmerkrankungen



Etappen auf dem mühsamen Weg zum Ziel: Zellkulturen sollen helfen, das Rätsel von Colitis ulcerosa zu lösen.

Foto: Bühler

Die Mehrzahl aller menschlichen Immunzellen sitzt im Darm. Und das ist gut so, denn dort tummeln sich ebenso an die 500 verschiedene Bakterienarten. Die meisten von ihnen sind harmlos und erfüllen eine wichtige Aufgabe als Teil der darmeigenen Bakterienflora. Sie sind bis heute noch wenig bekannt, weil sich die Infektionsforschung bislang vorwiegend mit den krankmachenden Keimen beschäftigte. »Dabei könnten die Probiotika, also die Bakterien der Darmflora, die einen positiven Effekt auf die Gesundheit haben, der Schlüssel zum Verständnis von Infektionskrankheiten sein, die im Darm ablaufen«, sagt der Leiter des Instituts für Medizinische Mikrobiologie und Hygiene, Prof. Ingo Autenrieth.

Diesen Schlüssel zu finden und damit in Zukunft vielleicht chronisch-entzündliche Darmerkrankungen wie *Colitis ulcerosa* oder *Morbus Crohn* zu heilen, ist eines der aktuellen Forschungsziele, das die Tübinger Mikrobiologen verfolgen. Eine umfangreiche Aufgabe, an der sie im Rahmen des Landesforschungsschwerpunktprogramms »Regulation lokaler CD4 T Zellantworten« und des nationalen Genomforschungsnetzes »Infektion und Entzündung des Gastrointestinaltraktes« sowie mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) seit fünf Jahren arbeiten. In weiteren fünf Jahren möchten die Wissenschaftler herausgefunden haben, welcher Mechanismus hinter den chronisch-entzündlichen Darmerkrankungen steckt, von denen circa 300 000 Menschen in Deutschland betroffen sind

Gestörtes Darmimmunsystem

»Bislang kennen wir die Ursache dieser Erkrankungen nicht, wir sind aber sicher, dass mindestens drei Faktoren dafür entscheidend sind«, erklärt Ingo Autenrieth. Dazu gehören eine spezielle genetische Veranlagung und die Störung des Darmimmunsystems. Dieses, so die Vermutung, erkennt dann die Bakterien der eigenen Darmflora als fremd und verursacht somit die eigentlichen Krankheitssymptome. Der dritte Faktor, der den Ausbruch der Krankheit beeinflussen kann, ist die individuelle Darmflora eines Menschen. Die Wissenschaftler nehmen an, dass bestimmte Bakterien in dieser Darmflora die Krankheit auslösen können. »Es könnten in irgendeiner individuellen Darmflora

mehr Bakterien vorhanden sein, die *Colitis ulcerosa* auslösen, als in einer anderen«, so Autenrieth.

Um diesen Bakterien auf die Spur zu kommen, arbeiten die Tübinger Forscher mit keimfreien Mäusen. Diese wurden so verändert, dass sie sowohl die ungünstige genetische Disposition als auch ein gestörtes Darmimmunsystem aufweisen. Es zeigte sich, dass diese Mäuse erst dann erkranken, wenn ihr Darm zusätzlich noch mit einem an sich harmlosen Bakterium besiedelt wird. Dabei reagieren sie aber nicht auf alle ungefährlichen Bakterien gleich: »Manche der harmlosen Bakterien lösen die Erkrankung aus, andere nicht«, erklärt Ingo Autenrieth. Woher das kommt, können die Forscher bis jetzt nicht erklären.

Aber sie haben noch ein weiteres interessantes Detail herausgefunden: Kombiniert man in der Maus zwei verschiedene Bakterienarten, lässt sich die Erkrankung verhindern, obwohl einer der beiden Keime allein ursprünglich die Krankheit ausgelöst hatte. Folglich können auch harmlose Keime krank machen oder ganz im Gegenteil, eine schützende Wirkung im Darm entfalten.

Als nächstes möchten die Mikrobiologen untersuchen, ob man diesen Effekt therapeutisch nutzen kann. Dazu schalten sie in den krankmachenden Bakterien bestimmte Gene aus, um diejenigen zu identifizieren, welche die Krankheit auslösen. Umgekehrt wird bei den schützenden Bakterien nach den Genen gesucht, die dafür verantwortlich sind, dass die Krankheit nicht ausbricht. Zwar benutzen die Tübinger Wissenschaftler dabei Modellsysteme mit Zellkulturen, um schneller ans Ziel zu kommen. Bei rund 4000 Genen, die ein Bakterium aufzuweisen hat, liegt dennoch eine »unglaublich umfangreiche Aufgabe« (Autenrieth) vor ihnen.

Im nächsten Schritt könnten die nützlichen Bakterien am Patienten eingesetzt werden. Voraussetzung dafür ist allerdings ein genaues Verständnis der immunologischen Vorgänge im Darm.

FÖR

Mutterschutz nach dem Bumerang-Prinzip?

Wirtschaftswissenschaftlerinnen untersuchten geltendes Recht aus Sicht der Arbeitgeber



Frischgebackene Mutter: Während sich Eltern und Gesellschaft über den Nachwuchs freuen, kommt mancher Arbeitgeber durch Kosten und Vertretungen im Mutterschutz in Schwierigkeiten.

Foto: K. Weber

Tritt bei einer ihrer Mitarbeiterinnen das »freudige Ereignis« ein, so ist das für deutsche Arbeitgeber in der Regel mit Kosten und Organisationsaufwand verbunden. Zu diesen offensichtlichen Problemen steuert die internationale ökonomische Forschungsliteratur auch noch das Schreckgespenst der »Humankapitalentwertung« bei: Demnach soll Frauen im Mutterschutz alsbald die bereits erworbene Berufspraxis abhanden kommen.

Diese Sichtweise halten Prof. Kerstin Pull, Inhaberin eines Lehrstuhls für Betriebswirtschaftslehre an der Universität Tübingen, und ihre Kollegin, Prof. Dorothea Alewell von der Friedrich-Schiller-Universität in Jena, für reichlich verkürzt: »Mit unserer Untersuchung zu den Wirkungen des Mutterschutzes wollten wir zur Versachlichung der Diskussion beitragen«, erklärt Kerstin Pull. Das 2001 begonnene Projekt machte deutlich, dass Arbeitgeber durch den Mutterschutz nicht nur finanziell belastet werden, sondern sich vor allem mit dem Problem der Neuorganisation des zeitweise verlassenen Arbeitsbereichs beschäftigen müssen.

Teure Vertretung

Hauptsächlich kleinere Betriebe können hier schnell in Schwierigkeiten kommen, denn eine Vertretung ist zu teuer und mangels Personal kann die Arbeit kaum umverteilt werden. »Vor allem die Mutterschutzfristen von mittlerer Dauer könnten dabei problematisch sein«, sagt Kerstin Pull, weil sie besonders schwer zu überbrücken sind. Das heißt aber nicht, dass ein möglichst kurzer Mutterschutz das Problem lösen würde: »Das hängt immer auch von der Betriebsgröße und der Qualifikation der Frauen ab«, so Pull. Denn hochqualifizierte Mitarbeiterinnen sind auch für kurze Zeit nur schwer zu ersetzen. Außerdem sehen die Wissenschaftlerinnen die Gefahr, dass sehr kurze Mutterschutzfristen die Mütter eher dazu bewegen könnten, ihren Arbeitsplatz ganz aufzugeben.

Die beiden Fachfrauen mit der Spezialisierung Personal und Organisation kamen zu dem Ergebnis, dass die aktuelle Mutterschutzregelung vor allem den Faktor Arbeitskosten belastet. Dabei können sich die ursprünglich zum Wohl der Mütter eingeführten Regelungen letztlich zu deren Nachteil auswirken: »Frauen im gebärfähigen Alter würden dann weniger gern eingestellt, erhielten niedrigere Löhne als ihre männlichen Kollegen und weniger berufliche Weiterbildungsangebote«, folgert Kerstin Pull.

Exakt diese Gefahr der Benachteiligung sieht auch das Bundesverfassungsgericht. Darum verlangt es in seinem Urteil vom November 2003 vom Gesetzgeber eine neue Regelung zur Finanzierung der Lohnersatzleistungen im Mutterschutz bis Ende 2005. Das Gericht sah dabei vor allem den Kostenfaktor Mutterschutz: In den der Mutter maximal zustehenden 14 Wochen bezahlt der Arbeitgeber deren Nettolohn abzüglich des von der Krankenkasse finanzierten Mutterschaftsgeldes.

Zwar dürfen sich kleinere Betriebe mit nicht mehr als 20 Mitarbeitern über das »Umlageverfahren« gegen dieses »Risiko« absichern. Sie bezahlen regelmäßig in einen gemeinsamen Fonds, der im Bedarfsfall die Leistungen übernimmt. Aus Sicht der Wirtschaftswissenschaftlerinnen ist aber auch das nicht die ideale Lösung: »Wir favorisieren eine Finanzierung des Mutterschutzes über Steuern. Wenn es ein gesellschaftliches Interesse an mehr Kindern gibt, sollten die Kosten dafür auch gesellschaftlich geschultert werden«, begründet Kerstin Pull.

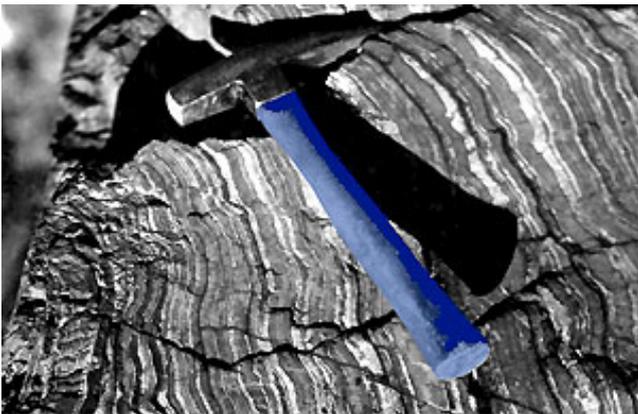
Davon ist Deutschland im internationalen Vergleich im Moment noch weit entfernt, wie Pull und Alewell zeigen konnten. An der Finanzierung der Lohnersatzleistung bei Mutterschutz werden in den untersuchten Ländern USA, Niederlande, Japan, Dänemark und Großbritannien nur die deutschen und englischen Arbeitgeber beteiligt – letztere allerdings nur zu einem deutlich geringeren Teil. In den anderen Ländern werden die Kosten mehrheitlich von den Sozialversicherungen getragen.

Der internationale Vergleich zeigte aber auch, wie die Auszeit am Arbeitsplatz leichter überbrückt werden könnte. Zum Beispiel wissen in den Vergleichsländern die Arbeitgeber deutlich früher, ob die frisch gebackene Mutter wieder arbeiten möchte. In Deutschland kann sie bis zum Ablauf der Schutzfrist warten, bis sie ihren Chef darüber informiert. Diese geringe Vorhersehbarkeit halten Kerstin Pull und Dorothea Alewell für ein weiteres Problem.

FÖR

Was die Bakterien im Gestein so treiben

Stipendiat des Emmy-Noether-Programms forscht im neuen Bereich Geomikrobiologie



Gebänderte Eisenerze, wie hier ein Stück der »Hamersley Banded Iron Formations« in West-Australien, sind bereits im Präkambrium vor 3,8 bis 1,8 Milliarden Jahren entstanden. Abwechselnd haben sich Schichten aus Eisenmineralien und Siliziumoxyd abgelagert. Andreas Kappler untersucht, welche Rolle Eisenbakterien dabei spielten.

Foto: Konhauser,
Univ. of Alberta

Den Experten für Geomikrobiologie Dr. Andreas Kappler hat ein Emmy-Noether-Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) im vergangenen September aus den USA nach Deutschland gelockt. Genau das beabsichtigt die DFG mit ihrem Programm zur Einrichtung von Nachwuchswissenschaftlergruppen: Herausragende Forscher nach Deutschland (zurück) zu holen. Voraussetzung für die vierjährige Förderung im Emmy-Noether-Programm sind herausragende Leistungen sowie internationale Forschungserfahrung während der Doktorarbeit oder durch ein Postdoktorat. »Die Förderung ist sehr großzügig. Neben meiner eigenen Stelle habe ich Stellen für Mitarbeiter, Geld für die Anschaffung von Großgeräten sowie weitere Sachmittel erhalten«, zeigt Andreas Kappler sich zufrieden.

Die Uni Tübingen hat er als Arbeitsort ausgewählt, da hier die interdisziplinäre Ausrichtung am Institut für Geowissenschaften gut mit seinen eigenen Forschungsinteressen übereinstimmte, einer Kombination der Geowissenschaften mit der Mikrobiologie. »Als eigenen Lehrstuhl gibt es die Geomikrobiologie in Deutschland noch gar nicht«, sagt Kappler. Leblose Steine und lebendige Bakterien – was haben die überhaupt miteinander zu tun? Tatsächlich sind selbst Steine nicht so dauerhaft, dass Bakterien sie nicht auflösen könnten. Umgekehrt können Bakterien durch ihre Stoffwechselaktivität bestimmte unlösliche Stoffe anhäufen und so sogar Gesteine bilden.

Die Eisenbakterien sind das Forschungsgebiet von Andreas Kappler. Das ist keine einheitliche Bakteriengruppe. So gibt es zum Beispiel Stämme, die bei der Zersetzung organischer Stoffe die frei werdenden Elektronen auf feste Mineralien mit dreiwertigem Eisen, wie etwa Goethit, abladen können. Dabei entsteht zweiwertiges Eisen. Teilweise werden die Elektronen auch von so genannten Huminstoffen übernommen. Das ist eine chemisch uneinheitliche Stoffklasse aus organischen Verbindungen, die etwa bei der Zersetzung von Pflanzenmaterial entstehen. »Wir

wollen diese Prozesse in Böden genauer verstehen«, erklärt Kappler. Das ist auch für die praktische Anwendung interessant, denn reduzierte Huminstoffe und zweiwertiges Eisen können unter bestimmten Bedingungen Schadstoffe im Boden wie etwa chlorierte Verbindungen abbauen.

Eisenbakterien stehen aber auch in Zusammenhang mit einem dramatischen Trinkwasserproblem zum Beispiel in Bangladesch: »Bei der Auflösung von Eisenmineralien durch Bakterien wird in manchen Böden Arsen mobilisiert. An dem arsenhaltigen Wasser vergiften sich viele Menschen.« Neben einer Doktorandin forschen zwei Masterstudenten aus Kapplers zehnköpfiger, internationaler und interdisziplinärer Arbeitsgruppe an diesem Thema. Die Masterstudenten, ein Mexikaner und eine Chinesin, kennen das Arsenproblem auch aus ihren Heimatländern.

Andere Eisenbakterien nutzen das zweiwertige Eisen. Es wird mit Hilfe der Energie aus dem Sonnenlicht zu dreiwertigem Eisen oxidiert. »Die entstehenden Mineralien sind unlöslich. Wir untersuchen, wie die Zellen diese Stoffe ausscheiden und wie sich daraus Gesteine bilden können«, erklärt Kappler. Solche Mikroorganismen stehen auch im Verdacht, bereits im Präkambrium, vor 3,8 Milliarden Jahren, bis zu mehrere hundert Meter dicke Gesteinsformationen, so genannte gebänderte Eisenerze, gebildet zu haben. »Da es von den Bakterien keine Fossilien gibt, versuchen wir, die Vorgänge mit modernen Bakterien nachzustellen, um so etwas über mögliche mikrobielle Prozesse auf der frühen Erde zu lernen.«

Andreas Kappler hat bereits ein bewegtes Forscherleben hinter sich. Nach dem Chemiestudium an der Uni Konstanz hat er für die Doktorarbeit in die Mikrobiologie gewechselt. Zwei Postdoc-Jahre folgten in Umweltchemie im schweizerischen Dübendorf am Wasserforschungs-Institut EAWAG, das zur ETH Zürich gehört, zwei weitere Jahre am Caltech im US-amerikanischen Pasadena im Bereich Biogeologie.

Von den Stationen im Ausland hat er vor allem auch viele Ideen für die Lehre mitgebracht. »In den USA ist es üblich, dass sich Professoren sehr für die Studenten, die schließlich später einen großen Teil der Forschungsarbeit machen, schon während deren Studium interessieren«, sagt der Forscher. Bei aller Kritik an der Lehre in Deutschland hat er eine ermutigende Entdeckung gemacht: »Viele Professoren in Deutschland sind angeblich unzufrieden mit dem schlechten Vorwissen und den Leistungen der Studenten. In den USA sind deutsche Postdocs aber sehr beliebt, sie gelten als fachlich gut ausgebildet und hätten eine gute Arbeitsmoral.«

JE

Eugenio Coseriu gewidmet

Im Coseriu-Archiv wird der Nachlass des Sprachwissenschaftlers erschlossen



Eugenio Coseriu in den 50er-Jahren an seinem Schreibtisch in Montevideo: Bevor er den Tübinger Lehrstuhl 1963 übernahm, führte er ein »Wanderleben« durch nahezu alle romanischsprachigen Länder. Ehrungen aus aller Welt, über 40 Ehrendoktorate sind in den Vitrinen des Archivs dokumentiert.

Foto: privat

Eugenio Coseriu, romanischer Sprachwissenschaftler, 2002 im Alter von 81 Jahren verstorben, war schon zu Lebzeiten eine der großen legendären Gestalten der Universität. Mit über 40 Ehrendoktoraten aus aller Welt hielt er wohl unbestritten den Weltrekord für diese Auszeichnung. Von Studierenden und Dozenten der philologischen Fächer wurde er dafür bewundert, dass er mehrere dutzend Sprachen beherrschte, viele davon fließend (wobei die genaue Zahl niemand kannte). Unermüdlich publizierte er Arbeiten zu allen erdenklichen Bereichen der Sprachwissenschaft.

Prof. Johannes Kabatek, Nachfolger auf Coserius Lehrstuhl, der jetzt die wissenschaftliche Leitung des Coseriu-Archivs übernommen hat, bringt die Bedeutung Coserius auf den Punkt: »Coseriu war wohl der letzte Sprachwissenschaftler, der bei einer umfassenden sprachphilosophischen Grundierung einen wirklichen Überblick über alle Teildisziplinen der Linguistik hatte. Heute dagegen gibt es praktisch nur noch Spezialisten auf einzelnen Gebieten, denen eine solche Zusammenschau zumeist fehlt.«

Manuskripte, Dokumente, Bücher

Das Archiv umfasst den Nachlass Coserius, der durch eine Spende italienischer Schüler und Kollegen und den Einsatz des Universitätsrektors Eberhard Schaich für die Universität Tübingen bewahrt werden konnte. »Es gab eine Reihe anderer Interessenten, auch aus dem Ausland«, so Kabatek. In 800 Kartons verpackt zog Coserius Bibliothek (Kabatek: »sein ganzes Haus war von unten bis oben voll mit Büchern«), seine weit über 1000 handschriftlichen Manuskripte, Tondokumente und andere Gegenstände zu seiner Person von Kirchentellinsfurt zunächst in den Keller des Neuphilologikums.

Dr. Reinhard Meisterfeld war ein Jahr damit beschäftigt, den Nachlass zu sichten, zu ordnen und zu klassifizieren. Jetzt ist der Archivraum mit den Manuskripten in Stehboxen, zwei Vitrinen mit Ausstellungsstücken und einer Handbibliothek »der lebendige Teil des Archivs«, während die Bücher im Magazinkeller demnächst aus den Kartons in Regale eingeordnet werden sollen. »Die Bücher sind für uns sehr wichtig, denn die Manuskripte verweisen immer auf Coserius handschriftliche Anmerkungen darin«, sagt Meisterfeld.

Für die konkrete Arbeit im Archiv sieht Johannes Kabatek drei große Blöcke von Aufgaben. Da ist zum einen die eigentliche Archivierung: Aufstellung, Sortierung, Erfassung, die zum Teil bereits geleistet ist. Es soll außerdem ein Inventar aller zusätzlichen Materialien wie Gutachten, Briefe, Bilder und Tondokumente entstehen. Letztere werden in Zusammenarbeit mit der Medienabteilung digitalisiert.

Ein weiterer großer Block ist die Edition der Manuskripte. Im Vordergrund steht momentan das »Großmanuskript« »Geschichte der romanischen Sprachwissenschaft«, das auf 2500 handschriftlichen Seiten beruht und versehen mit einem bibliographisch-kommentierenden Apparat in vier Bänden erscheinen soll. Den ersten Band über die Anfänge der metasprachlichen Reflexion in den romanischen Volkssprachen im Mittelalter bis 1492 hat Reinhard Meisterfeld bereits im Rahmen eines DFG-Projekts herausgegeben. Coserius »Geschichte der Sprachphilosophie« ist ein weiteres Großprojekt, das sich schon im Prozess der Realisierung befindet.

Weitere Projekte könnten eine vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen, Arbeiten zum Vulgärlatein oder zur Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts sein. Außerdem liegen unzählige Fragmente vor, die auch eines Tages ediert werden sollen – insgesamt Arbeit für mehrere Jahrzehnte, die nur in internationaler Kooperation erfolgen kann und die von Tübingen aus organisiert und koordiniert werden soll. Schon diesen Sommer sind die ersten Stipendiaten nach Tübingen gekommen, um im Archiv an Projekten zu arbeiten.

Schließlich sind Projekte zu aktuellen Diskussionen in der Sprachwissenschaft geplant, die mit dem Coseriu-Archiv verknüpft werden sollen. Johannes Kabatek erläutert die Chancen, die das Archiv hier bietet: »Die Gedanken von Coseriu weisen zum Teil Wege aus Sackgassen heraus, die auch in aktuellen Diskussionen immer wieder entstehen. In den Kulturwissenschaften gilt anders als in den Naturwissenschaften eben nicht, dass Überlegungen, die ein paar Jahre alt sind, grundsätzlich nicht mehr aktuell sind. Coseriu wird als gewichtiger Vordenker und Klassiker der Sprachwissenschaft seine Aktualität bewahren.«

Angesichts dieser Vorhaben, die viele Wissenschaftler noch lange Zeit mit der Aufarbeitung eines Lebenswerks beschäftigen werden, fragt man sich, wie sich die unglaubliche Produktivität der Einzelperson Coseriu erklären lässt. Kabatek hat dafür eine Formel parat: »In der Person Coserius verband sich ein unglaubliches Gedächtnis mit einer besonders ausgeprägten Fähigkeit zu logisch-systematischem Denken, eine Kombination, wie sie nur sehr selten vorkommt. Hinzu kommen eine gewaltige Arbeitskraft und ein geringes Schlafbedürfnis. Und schließlich die Tatsache, dass Coseriu nach einem Wanderleben ab 1963 von Tübingen aus im Herzen Europas eine Schule gegründet hat, die in alle Welt ausstrahlt«.

MS

- Startseite
- Editorial
- Tophthema
- Bildthema
- Forschung
- Studium & Lehre
- Unikultur
- Portrait
- Unigeschichte
- Unibund

Leistungssport und Studium

»Olympiastützpunkt Stuttgart« und Universität Tübingen kooperieren im Interesse von Spitzensportlern

[weiter](#)



Wegweiser in den Beruf

Neues Studienangebot »Slavistik in der Praxis« stellt mögliche Betätigungsfelder vor

[weiter](#)



Für alle, die im Studium eine Krise erleben

Die »Zentrale Studienberatung« bietet psychologische Hilfe an

[weiter](#)



Standortfaktor Kinderbetreuung

Was tut die Universität für den (wissenschaftlichen) Nachwuchs?

[weiter](#)



Leistungssport und Studium

»Olympiastützpunkt Stuttgart« und Universität Tübingen kooperieren im Interesse von Spitzensportlern



Schnellster weißhäutiger Sprinter der Welt und Student der Sportwissenschaft mit Schwerpunkt Sportmanagement: Tobias Unger.

Foto: Bühler

Immer mehr Hochleistungssportler legen Wert darauf zu studieren. Doch Sportkarriere und Studium in Einklang zu bringen, ist schwer. Damit das in Zukunft besser geht, haben im vergangenen Semester die Universität Tübingen und der »Olympiastützpunkt Stuttgart« eine Vereinbarung unterzeichnet, die Spitzensportlern Hilfe für ein geregeltes Studium ermöglicht. In Zukunft sollen es die Athletinnen und Athleten leichter haben, mit dieser Doppelbelastung fertig zu werden: »Denn Hochleistung können die Spitzensportler nur dann erbringen, wenn das Umfeld stimmt«, betont der Direktor des Tübinger Sportinstituts, Prof. Helmut Digel.

Das neue Abkommen sieht vor, dass die erfolgreichen Sporttalente zusätzliche Termine für Prüfungen und Nachschreibeklausuren bekommen. Außerdem sollen ihnen spezielle Mentoren mit Rat und Tat in der Studienphase zur Seite stehen. Im Rahmen der neuen Vereinbarung wird den Spitzensportlern sogar die doppelte Studienzeit gewährt. Helmut Digel betont aber, dass die Athleten dadurch anderen Studierenden gegenüber keinesfalls im Vorteil seien – sie bekämen nichts geschenkt, sondern erhielten lediglich gerechte Prüfungsbedingungen.

Spitzensport sei eine attraktive finanzielle Nebentätigkeit, so Helmut Digel, dennoch dürfe das Studium nicht vernachlässigt werden, betont der Sportwissenschaftler. Denn falls es zu einer unerwarteten Verletzung käme, stünden die Sportler mit leeren Händen da. Er hält es für wichtig, mündige Athleten zu fördern, die sowohl Verantwortung für ihre Sportkarriere als auch für ihr Studium übernehmen wollen.

Einer der Spitzensportler, die in den Genuss der neuen Regelung kommen, ist zum Beispiel Tobias Unger. Er studiert in Tübingen Sportwissenschaft und gehört zu den erfolgreichsten deutschen Athleten des Jahres. Bei den Hallen-Europameisterschaften der Leichtathleten in Madrid im März 2005 siegte er über 200 Meter, bei den Deutschen Meisterschaften stellte er mit 20,20 Sekunden einen neuen deutschen Rekord auf. Der 25-jährige Sprinter hat bereits eine eindrucksvolle Erfolgsstory aufzuweisen. 1998 war er Dritter bei der »Junioren-WM« in Athen: Als einziger weißer Läufer erreichte er 2004 das Finale bei den »Olympischen Spielen« von Athen und belegte dort den siebten Platz. Dieses überragende Ergebnis wiederholte er bei den diesjährigen Leichtathletik-Weltmeisterschaften in Helsinki.

Auch sein 21-jähriger Kommilitone Marius Broening kann auf seine sportlichen Leistungen stolz sein. Er ist mit einer Bestzeit von 10,31 Sekunden Deutscher Vize-Meister über 100 Meter und belegte gemeinsam mit Tobias Unger in der deutschen 4x100 Meter-Staffel in Helsinki Platz 7. Durch die Vorbereitung auf Wettkämpfe bleibt auch ihm wenig Zeit fürs Studium. Der Sohn eines Guadeloupers, der in Herrenberg geboren wurde, ist daher froh über die neu eröffneten Studienmöglichkeiten.

RJ



Muss Training, Wettkämpfe und Studium unter einen Hut bringen: Marius Broening, Mitglied der deutschen Sprintnationalstaffel.

Foto: K. Weber

Wegweiser in den Beruf

Neues Studienangebot »Slavistik in der Praxis« stellt mögliche Betätigungsfelder vor



Will Berufsperspektiven für Slavisten aufzeigen und »etwas bewegen«: Prof. Schamma Schahadat.

Foto: Bühler

Wie Umfragen zeigen, nehmen sich nur wenige Studierende die Freiheit, Fächer nach Neigung und nicht nach den damit verbundenen Jobaussichten zu wählen. Slavistik ist ein Fach, das in dieser Hinsicht Risikobereitschaft verlangt und daher von vielen mit Zurückhaltung betrachtet wird. Viele Slavistikstudenten wissen während ihres Studiums noch nicht, welche Berufswege sie einschlagen könnten oder welche es überhaupt gibt.

Dies möchte Dr. Schamma Schahadat gerne ändern. Seit dem Wintersemester 2004/2005 ist sie als Professorin für slavische Philologie und Literaturwissenschaft an der Neophilologischen Fakultät in Tübingen. »Die Professur hier in Tübingen ist eine neue Stelle für mich und ich will etwas bewegen«, sagt sie. Zum Beispiel mit dem neuen Studienangebot »Slavistik in der Praxis«, das jetzt im Wintersemester anlaufen wird. Dabei soll den Studierenden jedes Jahr ein mögliches Berufsfeld für Slavisten vorgestellt werden.

Studieren mit Praxisbezug

Das Programm startet im November mit dem Thema »Literarisches Übersetzen«. Die als Workshop konzipierte Veranstaltung soll zwei Tage dauern. Dr. Valérie Lawitschka, die Geschäftsführerin der Hölderlin-Gesellschaft, bietet den Slavisten mit dem Hölderlin-Turm am Neckar das passende Ambiente. Als weitere Themen in der Reihe »Slavistik in der Praxis« sind zum Beispiel »Medien und Slavistik« oder »Computer und Slavistik« angedacht.

Bereits im vergangenen Herbst haben Schamma Schahadat und die Züricher Übersetzerin Dorothea

Trottenburg das Programm für das von der Robert-Bosch-Stiftung geförderte Projekt »Literarisches Übersetzen« zusammengestellt. Schon an der Universität Konstanz hatte Slavistik-Professorin Schahadat etliche praxisbezogene Projekte mit Studierenden ins Leben gerufen. Auch der Tübinger Workshop wird in Zusammenarbeit mit Konstanz organisiert. Schamma Schahadat und ihre wissenschaftliche Assistentin Dr. Annette Werberger übernehmen gemeinsam mit fünf wissenschaftlichen Mitarbeitern die Organisation der auf 30 Teilnehmer begrenzten Veranstaltung.

Den vom Unibund mitfinanzierten Workshop leiten zahlreiche renommierte Übersetzer. Mit dabei sind zum Beispiel Dr. Alida Bremer und der Preisträger des Karl-Dedicus-Preises 2005 der Robert-Bosch-Stiftung, Dr. Olaf Kühl, sowie die Übersetzerin und neue Leiterin des Tübinger »Studio Literatur und Theater«, Dr. Gabriele Leupold, die für ihre literarischen Übersetzungen mit dem Paul-Celan-Preis ausgezeichnet wurde.

Zwei Monate vor Beginn des Workshops erhalten die Studierenden Übersetzungstexte. In mehreren Gruppen und in verschiedenen slavischen Sprachen wird dann während des Seminars intensiv an den Texten gearbeitet. Die Teilnehmer haben sogar die Möglichkeit, sich zum Beispiel vormittags an einer russischen Übersetzung zu üben und nachmittags in einer anderen slavischen Sprache. Die Texte gehören verschiedenen literarischen Gattungen an. Wer eine Vorliebe für Lyrik hat, darf Gedichte übersetzen, andere wiederum können sich an einem Romanausschnitt versuchen.

Die Teilnehmer lernen, wie die Profis an eine Übersetzung herangehen und wie sie selbst am besten vorgehen sollten. Sie erfahren, welche Rechte ein Übersetzer hat, was er verdient, wie man Kontakte zu Verlagen bekommt und wie Autoren gefunden werden.

Am Ende jedes Workshop-Tages soll es eine öffentliche Veranstaltung geben: am ersten Abend ein Gespräch zwischen dem Herausgeber der Literaturzeitschrift Schreibheft Norbert Wehr und dem Übersetzer Friedhelm Rathjen. Am zweiten Abend wird ein Film gezeigt, in dem fünf deutschsprachige russische und fünf russischsprachige deutsche Übersetzer von der Kunst des Übersetzens erzählen. »Slavistik ist ein kleines Fach, deswegen müssen wir an die Öffentlichkeit«, sagt Annette Werberger.

RJ

Für alle, die im Studium eine Krise erleben

Die »Zentrale Studienberatung« bietet psychologische Hilfe an



Mit der Verzweiflung allein? Beratungsstellen im Umfeld der Uni helfen bei der Suche nach Auswegen.

Foto: K. Weber

»Ich weiß nicht, ob ich die Zwischenprüfung schaffe«, sorgt sich die Studentin – sie sagt eben nicht: »Ich habe ein Leseproblem« oder »Stress mit meinen Eltern«, erklärt Brunhilde Huber. Zu erkennen, wo genau das Problem der Ratsuchenden liegt, um dann gemeinsam Lösungswege zu finden, das begreift die Diplom-Psychologin im Tübinger »Akademischen Beratungszentrum« als ihre eigentliche Aufgabe. Zusammen mit ihrem Kollegen Christian Reitzner und den Mitarbeitern des sechsköpfigen Beratungsteams der »Zentralen Studienberatung« steht sie in der Tübinger Wilhelmstraße 11 Studierenden wie auch zukünftigen Abiturienten für psychologische Gespräche zur Verfügung.

Und die sind manchmal bitter nötig, denn nicht nur die moderne Massenuniversität fordert ihren Tribut: Studierende müssen sich für das »richtige« Fach entscheiden, sich von Eltern und Freunden lösen, eine neue Bleibe finden, soziale Kontakte knüpfen und ihren Alltag plötzlich ganz alleine regeln. Mancher sieht sich durch die neu gewonnene Freiheit überfordert, hat Schwierigkeiten, sich selbst zu organisieren oder fühlt sich mit den hohen Anforderungen allein gelassen. Auch die Notwendigkeit, zusätzlich Geld zu verdienen, wird für einige zur großen Belastung.

Dazu kommen die für diese Lebensphase typischen Erfahrungen: »Die jungen Erwachsenen finden sich in einem Spannungsfeld zwischen erwarteter Selbstständigkeit und fortwährender Abhängigkeit, zum Beispiel von Eltern oder Professoren«, erklärt Diplom-Psychologe Christian Reitzner. Mit diesem »verzögerten Erwachsenwerden« müssen sie sich arrangieren, auch damit, dass sie sich in der Regel erst relativ spät an einen festen Partner binden können oder wollen. »Ein Teil der Studierenden kommt mit diesen Problemen alleine nicht klar«, stellt Christian Reitzner fest.

Die Betroffenen finden dann zum Beispiel Hilfe in der »Offenen Sprechstunde« der »Zentralen Studienberatung« oder – nach Terminabsprache – in Einzelgesprächen. Das Angebot ist kostenlos, die Nachfrage groß: So kommen zwischen fünf und zwölf Ratsuchende pro Woche zu Einzelgesprächen in die Wilhelmstraße. Die Beratungsstelle ist für alle Probleme offen. »Hilfe zur Selbsthilfe« lautet das Prinzip, nach dem die Psychologen vorgehen. Niemand soll zu etwas überredet werden: »Wir erteilen keine Ratschläge«, betont Christian Reitzner. Da nützte auch der Anruf eines besorgten Vater nichts, der wollte, dass sein Sohn ein Lehramtsstudium beginnt. »Viele Eltern können nicht loslassen und üben Druck auf ihre Kinder aus«, weiß Christian Reitzner.

Die Psycho-Krise im Studium hat meist mehrere Auslöser. Ein Beispiel: Da kriegt eine junge Frau in ihrem Studium nichts geregelt. Sie hat wenig Zeit, weil sie zwei Tage in der Woche arbeiten geht. Bei der Frage nach der Finanzierung ihres Studiums stellt sich heraus, dass die Eltern sie finanziell nicht unterstützen. »Wir müssen oft erst die Rahmenbedingungen sortieren, bevor wir die eigentlichen Probleme anpacken«, erklärt Brunhilde Huber. Bei tief gehenden psychischen Krisen leitet das Beratungsteam die Hilfesuchenden aber auch an geeignete therapeutische Stellen weiter.

Den Bedarf an psychologischer Beratung dokumentieren auch die jüngsten Zahlen der »17. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks« von 2005. Nach eigenen Angaben wünschen sich demnach elf Prozent der männlichen und 15,7 Prozent der weiblichen Studierenden Beratung bei psychischen Problemen. Dass sie diese heute auch bekommen, ist eine Errungenschaft der Studentenbewegung der 60er-Jahre. Deren Forderung, an den Hochschulen psychologisch-psychotherapeutische Beratungsstellen für Studierende einzurichten, wurde Anfang der 70er-Jahre erfüllt.

FÖR

Weitere Informationen und Beratung:

Auskunft über das Angebot der »Zentralen Studienberatung« gibt es unter Tel. 07071/29-72555. Psychologische und psychotherapeutische Beratung speziell für Studierende bieten in Tübingen zum Beispiel auch die »Psychotherapeutische Beratungsstelle« (PBS) des Studentenwerks (Tel. 07071/253960), oder der »Psycho-therapeutische Arbeitskreis e. V.« (Tel. 07071/42819) sowie die »Psychotherapeutische Beratungsstelle an der ESG« (Tel. 07071/21310) an.

Standortfaktor Kinderbetreuung

Was tut die Universität für den (wissenschaftlichen) Nachwuchs?



Gemeinsam nach Lösungen suchen: der Nachwuchs fängt schon mal an (hier in der Kita Wilhelmstraße).

Foto: K. Weber

Mit Seifenblasenhappening und Zirkusvorstellung – so feierte die Kindertagesstätte des Studentenwerks in der Tübinger Wilhelmstraße im Juli ihren 25. Geburtstag. Ein Vierteljahrhundert professioneller pädagogischer Arbeit, die Studierende mit Kindern in ihrem Alltag unterstützt. Ein Grund zum Feiern, aber auch Anlass, einmal nachzufragen, wie es denn mit der Kinderbetreuung an der Uni Tübingen aussieht.

Das derzeit verfügbare Betreuungsangebot orientiert sich am Status der Eltern: Die Einrichtungen des Studentenwerks – neben der in der Wilhelmstraße gibt es eine Außengruppe im Studentendorf Waldhäuser Ost sowie eine in Reutlingen – nehmen ausschließlich Kinder von Studierenden auf. Ärztinnen, Wissenschaftlerinnen und andere Beschäftigte des Klinikums können ihre Kinder in der hauseigenen Tagesstätte unterbringen. Für die Kinder von Nachwuchswissenschaftlerinnen stehen der Universität zwölf Belegplätze in zwei städtischen Kinderhäusern zur Verfügung.

Zwischen Kinderzimmer und Labor

Dass der Bedarf damit nicht gedeckt wird, belegt eine Umfrage der Gleichstellungsbeauftragten der Universität aus dem Jahr 2002. Demnach fehlen insbesondere Plätze für Kinder unter drei Jahren. Ganztägige Betreuungsangebote gibt es für alle Altersstufen zu wenige. »Das ist zwar ein gesamtgesellschaftliches Problem«, sagt Melanie Stelly, Mitarbeiterin im Gleichstellungsbüro, »aber die besondere Arbeitssituation an der Universität kommt erschwerend hinzu, gerade in der Qualifikationsphase«. In anderen Berufen sei es problematisch genug, ein Jahr auszusetzen, bei einer Doktorandin oder Habilitandin jedoch fast unmöglich. Die zügige Wiederaufnahme des Studiums oder der Forschungsarbeit seien wichtig, auf den gesetzlich zugesicherten

Kindergartenplatz (ab drei Jahren) könnten die wenigsten warten – »sonst führt die Familiengründung schnell zum Ende der wissenschaftlichen Karriere«, so Stelly.

Weil die Kommunen aber vorrangig für eine Deckung des Rechtsanspruchs (Teilzeitbetreuung ab drei Jahren) sorgen, soll sich – so die Forderung, die sich aus der Umfrage ergeben hat – die Universität als größter Arbeitgeber der Stadt stärker beteiligen. Auch aus eigenem Interesse, denn eine ausreichende Zahl an Betreuungsplätzen sichert langfristig die Wettbewerbsfähigkeit der Uni. »Wenn von Bestenauslese die Rede ist«, betont Melanie Stelly, »sind ja nicht nur die Kinderlosen gemeint«.

Handlungsbedarf erkannt

Das hat auch die Universität erkannt. Kanzler Dr. Andreas Rothfuß bestätigt: »Wir wollen die besten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und wissen, dass Qualifikationsphase und Familienphase häufig zusammenfallen.« Er verweist aber auch auf die schwierige Finanzlage und die gesetzliche Verpflichtung der Uni, sich in erster Linie um Forschung und Lehre zu kümmern, Kinderbetreuung hingegen sei Sache der Kommunen. Dennoch versichert der Kanzler, dass man sich um eine Verbesserung der Situation, auch in Zusammenarbeit mit der Stadt, bemühe: »Was getan werden kann, wird getan!«

Einen ersten Schritt sieht die Universität in der Information über die unterschiedlichen Betreuungsmöglichkeiten. Seit September bietet sie im Internet unter www.uni-tuebingen.de/kinderbetreuung eine zentrale Plattform, die über die Formen der Kinderbetreuung sowohl an der Universität als auch außerhalb informiert. Auch würden derzeit Gespräche geführt mit dem Ziel, die vorhandenen zwölf Belegplätze der Universität auf 20 aufzustocken, so Rothfuß. Weiterhin würde die Möglichkeit einer zusätzlichen Einrichtung geprüft.

Andere Fragen bleiben weiter offen: Beschäftigte des nichtwissenschaftlichen Dienstes sind auf die regulären kommunalen Träger angewiesen. Diese nehmen jedoch nur Kinder von Eltern auf, die ihren Wohnsitz in der jeweiligen Kommune haben. Uni-Beschäftigte von außerhalb haben damit keine Möglichkeit, ihre Kinder in Tübingen unterzubringen. Ganztagesplätze und Angebote für Kinder unter drei bleiben Mangelware. Viele müssen deshalb auf die Hilfe von Verwandten oder Tagesmüttern zurückgreifen.

Die pädagogische Betreuung in einer Gruppe von Gleichaltrigen ist für die Entwicklung der Kinder aber ungemein wichtig, sagt Gabriele Schlegl, Leiterin der Kita Wilhelmstraße. »Wir begleiten die Kinder intensiv, das Lernen in diesem sozialen Umfeld läuft sehr viel selbstverständlicher ab. Ob allein anziehen oder Konflikte lösen, die Kinder werden ganz automatisch selbstständig.« Von den Eltern erhält die Pädagogin auch durchweg positive Rückmeldungen, viele sind sogar erstaunt, wie sehr die Kinder von der Betreuung in der Tagesstätte profitieren.

Sicher sei, so Melanie Stelly, dass zunächst der Grundbedarf gedeckt werden müsse. Punkte wie die problematische Betreuungssituation in den Ferien seien daher zweitrangig. Nach der bestmöglichen Entwicklung gefragt, nennt sie aber ein klares Ziel: »Es muss selbstverständlich sein, dass eine zuverlässige Kinderbetreuung, auch ab einem sehr frühen Alter, gewährleistet ist. Es gibt keine andere Möglichkeit für die Gleichstellung in der Wissenschaft.«

ML

- Startseite
- Editorial
- Tophthema
- Bildthema
- Forschung
- Studium & Lehre
- Unikultur
- Portrait
- Unigeschichte
- Unibund

Der Mensch im Mittelpunkt der Kunst

José Boja will mit seinen Bildern zum Nachdenken anregen

[weiter](#)



Zwei Dichter, die auch Philosophen sind

Tübinger Poetik-Dozentur präsentiert Lars Gustafsson und Peter Bieri

[weiter](#)



Kleinasiens Münz- und Geldgeschichte

Die Numismatische Arbeitsstelle hat eine bedeutende Privatsammlung erhalten

[weiter](#)



Wenn Informatiker Gefühle zeigen...

Neues Computermuseum bietet nostalgische Reise in die Zeit der ersten Massenccomputer

[weiter](#)



Der Mensch im Mittelpunkt der Kunst

José Boja will mit seinen Bildern zum Nachdenken anregen



José Boja in seinem Atelier: Der gebürtige Spanier malt mit kräftigen Farben, verwendet häufig Misch- und Spachteltechniken.

Foto: Boja

Seit etwas mehr als drei Jahren arbeitet José Boja in der Hausdruckerei der Universität Tübingen, aber seine große Leidenschaft gehört der Kunst. Mit Unterstützung seiner Frau ist es ihm möglich, dieser Passion zu Hause in jeder freien Minute nachzugehen. Zwei kleine Ateliers stehen ihm dabei zur Verfügung. Eigentlich ist der 46-Jährige gelernter Feinkonditor – ein Beruf, der seiner künstlerischen Ader entgegenkommt: »Als Konditor muss man auch zeichnen und modellieren«, erklärt der gebürtige Spanier.

José Boja kam durch seinen Onkel, der in Barcelona bei dem berühmten Maler Antoni Tàpies studierte, sehr früh mit Kunst in Berührung. Seine Familie stammt eigentlich aus Andalusien, aufgewachsen ist Boja in Südfrankreich, in den Pyrenäen. Nach seiner Konditorausbildung kam er mit 19 Jahren nach Deutschland, zu seinem Onkel nach Metzingen. Dort lernte er seine Frau Manuela kennen und blieb der Liebe wegen in Deutschland. 18 Jahre lang arbeitete Boja in der Musterdruckerei des traditionsreichen Textilherstellers »Pausa« in Mössingen. Als die »Pausa« aufgekauft wurde, spielte Boja mit dem Gedanken, ein Studium an der Kunstakademie in Stuttgart zu beginnen. Aus persönlichen Gründen entschied er sich jedoch für eine Stelle in der Hausdruckerei der Universität Tübingen.

Was José Boja als Künstler interessiert, ist der Mensch. Er steht im Mittelpunkt seiner Arbeit. Das Alltägliche inspiriert ihn, der Blick in das Innere, das auf den ersten Blick nicht Sichtbare. Seine Bilder machen dem Betrachter Emotionen, Lebensphasen und Momente bewusst. Unser erster Eindruck von einem Menschen wird häufig von seinem äußeren Erscheinungsbild bestimmt. Bei näherem Kennenlernen kann sich dieser Eindruck verändern. Auch Bojas Bilder kann man nicht einfach flüchtig erfassen, man muss sie auf sich wirken lassen. Sie regen an zum Nach-Denken. Dazu muss man innehalten und verweilen. Viele Werke des gebürtigen Spaniers zeigen den Menschen nackt. Diese Nacktheit ist nicht pornographisch, sondern symbolisch: Alles ist sichtbar. Der nackte Mensch kann

nichts verbergen. Boja möchte damit die Zerbrechlichkeit und Schutzlosigkeit des Menschen darstellen.

Bis 1994 widmete Boja sich vorwiegend der realistischen Malerei und arbeitete mit Kreide, Kohle, Acryl und Öl. Nach einer Phase des experimentellen Arbeitens entstanden seit 1998 verschiedene Zyklen in Spachteltechnik, Mischtechnik sowie Collagen auf Leinwand, später auch auf Holz. Bojas Werke waren schon auf Ausstellungen in Deutschland und Spanien zu sehen.

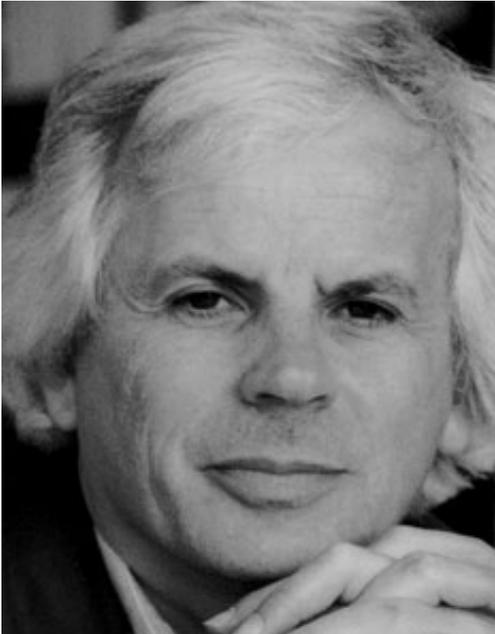
Auch in die Arbeit in der Hausdruckerei lässt er seine Kreativität einfließen und regt seine Kollegen und Vorgesetzten zum Nachdenken an. Im März 2005 war eine Auswahl von Bojas Bildern in der Neuen Aula zu sehen. Dabei zeigte sich auch Kanzler Andreas Rothfuß von seinen Werken beeindruckt: »Die Malweise mit kräftigen Farben und deutlicher Darstellungsweise macht die Gemälde lebendig und eindrucksvoll«. Und an den Künstler gewandt sagte Rothfuß: »Es ist für mich eine Freude, dass Sie für die Universität arbeiten!«

Peter Kreuzmann/MvP

Eine Auswahl von Bildern von José Boja findet sich im Internet:
www.joseboja.com/index.html

Zwei Dichter, die auch Philosophen sind

Tübinger Poetik-Dozentur präsentiert Lars Gustafsson und Peter Bieri



Ein ›Bewusstseinskrimi‹ als literarisches Debut: Peter Bieri alias Pascal Mercier.

Foto: Hassiepen

Sie sind nicht nur als Dichter und Schriftsteller bekannt, sondern auch als Wissenschaftler und Universitätslehrer tätig. Und sie kommen in diesem Wintersemester im Rahmen der Poetikdozentur nach Tübingen, um Vorlesungen zu halten und Seminare zu geben: der schwedische Autor und Philosoph Lars Gustafsson und der Schweizer Philosoph und Romanautor Peter Bieri, der seine literarischen Werke unter dem Namen Pascal Mercier veröffentlicht.

Gustafsson ist in Deutschland als Autor zahlreicher Romane, Essayist und Lyriker bekannt. Weniger bekannt ist allerdings, dass er seine Dissertation über Nietzsche und Mauthner, zwei der radikalsten Sprachphilosophen des 19. Jahrhunderts schrieb. »One of my old interests is the Theory of Meaning«, stellt Gustafsson fest und möchte die Grenze zwischen Philosophie und Literatur nicht undurchlässig sehen: »I tend to regard myself as a philosopher who has turned literature into one of his tools.« Sein neuestes literarisches Werk mit dem Titel »Der Dekan« lässt sich als Krimi, als philosophisches Vexierspiel und als politische Reflexion auf die amerikanische Geschichte der Nachkriegszeit lesen.

Gustafssons Romane erzählen Alltagsgeschichten, die allerdings weder unbedeutend noch harmlos sind. Die Wirklichkeit, auch in ihrer banalsten Form, ist brüchig und unheimlich, manchmal phantastisch, manchmal gefährlich und oft auf eine verzweifelte Weise komisch. »Der Tod eines Bienenzüchters« berichtet von einem ehemaligen Lehrer, der plötzlich erfährt, dass er nur noch wenige Monate zu leben hat. In drei Tage und Notizbüchern hat der kauzige Einsiedler – der im selben Jahr und am selben Tag Geburtstag hat wie Gustafsson – seine Reflexionen und Gedanken festgehalten.

In einem anderen Roman (»Die Sache mit dem Hund«) begegnet der Leser dem zufrieden lebenden Konkursrichter Caldwell: Als er eines Tages im Affekt einen streunenden Hund

erschlägt, bricht in seinen friedlichen Alltag etwas Unheimliches und Unkontrollierbares ein. Der erfolgreiche Werbefachmann Dick Olsson aus dem Buch »Geheimnisse zwischen Liebenden« verliebt sich in seine wenig attraktive, illiterate Putzfrau und stellt überrascht fest, dass er noch nie in seinem Leben jemanden wirklich geliebt hat: »Das Leben ist ein ununterbrochener abschüssiger Hang, an dem es nicht einmal die Möglichkeit gibt, einen Augenblick zu verharren. Und doch gibt es keine anderen Augenblicke als die Augenblicke auf Erden.«

Gustafsson wird in seinen Vorlesungen und Seminaren die Themen verfolgen, die er in den vergangenen Jahren literarisch und philosophisch bearbeitet hat. Es geht beispielsweise um den Zusammenhang von Bildern und Texten oder um die Frage, was ein Gedicht ist. In einem Vortrag möchte Gustafsson auf eine Tübinger Forschungsinitiative zum Thema »Dinge« reagieren. Es geht um die Frage, was ein Ding ist, was wir unter Ding verstehen, wie wir mit Dingen umgehen: »Ist ein Pilz ein Ding?«

Peter Bieri gilt als einer der wichtigsten Vermittler zwischen angelsächsischer sprachanalytischer Philosophie und der kontinentalen Tradition der Bewusstseinsphilosophie. 1944 in Bern geboren, studierte er Philosophie, Altgriechisch, Anglistik und Indologie in London und Heidelberg. Nach seiner Promotion und Habilitation wurde er Philosophieprofessor an verschiedenen deutschen Universitäten.

Im Alter von annähernd 50 Jahren – die Fachwelt wartete gespannt auf sein nächstes philosophisches Buch – schrieb Bieri seinen ersten Roman, den er 1995 unter dem Pseudonym Pascal Mercier veröffentlichte: »Perlmanns Schweigen«. Das Buch erzählt die Geschichte eines Sprachwissenschaftlers, dem es die wissenschaftliche Sprache so gründlich verschlägt, dass er darüber beinahe zum Mörder wird.

Der unglaubliche Erfolg dieses »Bewusstseinskrimis«, sowohl beim Lesepublikum als auch bei der Kritik, bewog Bieri 1998 dazu, sich hinter seinem Pseudonym zu erkennen zu geben. Im selben Jahr erschien sein zweiter Roman »Der Klavierstimmer«, eine faszinierende Studie über die Psychopathologie des Misserfolgs.

Literarisches und philosophisches Schreiben stehen bei Bieri in einem produktiven Spannungsverhältnis. Der begnadete Erzähler kommt auch dem Philosophen zugute, wie sein 2001 erschienenes theoretisches Hauptwerk »Das Handwerk der Freiheit« zeigt: Eine begrifflich strenge, sorgfältig argumentierende Abhandlung über eines der schwierigsten philosophischen Themen, die dennoch in einer ungemein anschaulichen Sprache geschrieben ist.

Ein philosophischer Arzt und Schriftsteller namens Amadeu de Prado steht im Zentrum des neuesten Romans von Pascal Mercier »Nachtzug nach Lissabon«. Aus den Aufzeichnungen dieses de Prado erfahren wir, was wohl die gemeinsame Sehnsucht von Peter Bieri und Pascal Mercier ist: »Wenn es das poetische Denken gäbe und die denkende Poesie – das wäre das Paradies.« In seinen Tübinger Veranstaltungen wird Peter Bieri über die Schnittstelle von Poesie und philosophischer Reflexion sprechen.

Dorothee Kimmich



Hat die Literatur zu seinem Werkzeug erklärt:
Lars Gustafsson

Programm und weitere Informationen:
www.poetik-dozentur.de

Kleinasiens Münz- und Geldgeschichte

Die Numismatische Arbeitsstelle hat eine bedeutende Privatsammlung erhalten

An die 750 Münzen, aus Elektron – einer natürlich vorkommenden Gold-Silber-Legierung – sowie aus Silber und Bronze, durfte die Numismatische Arbeitsstelle am Institut für Klassische Archäologie in diesem Sommer als Geschenk entgegennehmen. Diese bedeutende Privatsammlung enthält antike Münzen Kleinasiens, die zwischen dem 6. Jahrhundert v. Chr. und dem 3. Jahrhundert n. Chr. geprägt wurden.

Durch die Schenkung sollte einerseits verhindert werden, dass die Sammlung im Handel zerschlagen wird. Andererseits sollte die Sammlung auf Dauer für Forschung und Lehre zur Verfügung stehen. Damit wird aus Tübinger Perspektive eine Schenkungstradition fortgesetzt, die schon am Anfang der Tübinger Sammlungen stand und – zumal in Zeiten knapper öffentlicher Mittel – deren Pflege und sinnvolle Weiterentwicklung ermöglichte und noch ermöglicht. Das vorhandene Tübinger Potenzial und vorzügliche Umfeld haben das aus dem Rheinland stammende Schenker-Ehepaar davon überzeugt, dass die Universität Tübingen mit ihrer Numismatischen Arbeitsstelle der richtige Platz für ihre Sammlung ist.

Die Sammlung, die einen repräsentativen Überblick über die Münz- und Geldgeschichte Kleinasiens ermöglicht, wurde in mehr als 30 Jahren aufgebaut: Sie dokumentiert verschiedene Metalle und Nominale, verschiedene Landschaften und Epochen, und sie zeigt unterschiedliche Typen der Bildgestaltung.

Während verschiedenste Geldformen bereits seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. bekannt sind, kam Geld in Form der Münze erst in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts v. Chr. im griechisch-orientalischen Kontaktraum des westlichen Kleinasiens auf. Ganz am Beginn stehen die in Gewicht und wohl auch in der Legierung normierten Stücke aus noch ungeschiedenem Gold und Silber (Abb. 1).



Abb. 1:
1/3 Stater (Elektron; 4,69 g) aus Lydien (6./5. Jh. v.Chr.). Der Löwenkopf auf der Vorderseite war das Wappentier des lydischen Königs. Charakteristisch sind das aufgerissene Maul und die strahlenförmige Nasenwarze.

Vor allem in der griechischen Welt fand die Münze rasch Verbreitung: Mehrere hundert griechischer Poleis, als autonome Stadtgemeinden die vorherrschende politische Organisationsform, prägten ihre eigenen Münzen (Abb. 2).



Abb. 2:
Tetradrachme (Silber; 14,39 g) aus Ephesos (4. Jh. v.Chr.). Die Biene war das »Wappen« von Ephesos. Das Bild verwies auf die Herkunft der Münze, und in ihm drückte sich die Garantie der Stadt für Gewicht und Feingehalt aus. Der Hirsch auf der Rückseite war das Wappentier der Artemis.

Mit dem Eroberungszug Alexanders des Großen wurde der zentralisierte Territorialstaat zur dominierenden politischen Organisationsform, und auch die Münzprägung vereinheitlichte sich. In den kulturell und politisch teils sehr heterogenen Landschaften fand die Reichsidee im König ihre Verkörperung (Abb. 3).



Abb. 3:
Tetradrachme (16,85 g) aus Sardes (272-261 v.Chr.). Das Porträt des Seleukidenkönigs Antiochos I. trägt das Diadem als Zeichen der Königswürde. Auf der Rückseite sitzt Apollon, der persönliche Schutzgott des Herrschers.

Eine abermalige grundlegende Wende brachte die Ausdehnung des Römischen Reiches bis in den Osten. Die römische Reichszentrale prägte die höherwertigen Gold- und Silbermünzen selbst aus, doch überließ man den zahlreichen Städten die Herstellung der Bronzen. Diese nutzten die Gelegenheit, in den selbst gewählten Bildmotiven sowohl Herrscher und Herrscherhaus ihre Referenz zu erweisen, als auch ihren kommunalen Stolz auszudrücken und werbend zu verbreiten (Abb. 4).



Abb. 4:
Großbronze (24,6 g) aus Antiochia in Pisidien (193-217 n.Chr.). Die Münze zeigt auf der Vorderseite ein Porträt der Iulia Domna, der Gattin des Kaisers Septimius Severus. Der Stadtgott Mên auf der Rückseite wird von einer auf dem Globus stehenden Siegesgöttin bekrönt.

Die Schenkung ergänzt die von der Numismatischen Arbeitsstelle betreute – und mit ihren besten Stücken im »Museum Schloß Hohentübingen« ausgestellte – Sammlung vorzüglich. Mit ihrem Schwerpunkt in der griechisch-römischen Antike, aber auch eindrucksvollen »württembergischen« Münzen und Medaillen, ist sie eine der bedeutendsten Universitätssammlungen. Zugleich fügt sich die Schenkung der Sammlung mit ihrem regionalen Zuschnitt hervorragend in den traditionellen kleinasiatischen Forschungsschwerpunkt der Tübinger Kulturwissenschaften.

Die Schenkung wird bereits aufgearbeitet, so dass sie bald der wissenschaftlichen Forschung auch über Tübingen hinaus und vor Ort als wichtiges Studienmaterial für die Lehre zur Verfügung steht.

Reinhard Wolters

Wenn Informatiker Gefühle zeigen...

Neues Computermuseum bietet nostalgische Reise in die Zeit der ersten Massencomputer



Der Herr der Rechner: Prof. Herbert Klaeren installiert ein neues Ausstellungsstück im Tübinger Computermuseum.

Foto: K. Weber

Die Universität Tübingen hat eine neue Schausammlung: Eine beachtliche Anzahl von wegweisenden Computermodellen hat der Informatiker Prof. Herbert Klaeren auf dem Sand zusammengetragen. Die Sammlung beschränkt sich aufgrund der räumlichen Möglichkeiten auf zwei entscheidende Phasen der Computergeschichte: die der Minicomputer (1960-1975) sowie die der Heimcomputer und *Personal Computer* (PC; ab Mitte der 70er-Jahre). »Schon als wir die Vitrinen aufbauten«, berichtet Klaeren schmunzelnd, »konnte ich beobachten, wie Studierende, Mitarbeiter, aber auch Professoren gerührt vor einem der Ausstellungsstücke innehielten und sagten: ›Auf so einem habe ich das Programmieren gelernt.«

Bereits Anfang der 60er-Jahre hatte die Firma DEC in den USA unter der Leitung von Kenneth Olsen den »PDP-1« auf den Markt gebracht, den »Programmierbaren Datenprozessor Nummer 1«. Das Besondere beim Minicomputer: Er brauchte im Gegensatz zu allen Vorgängern weder klimatisierte Räume noch besonders geschultes Personal. Die Minicomputer bahnten sich in der Folge ihren Weg in Labors und Büros, nur der Preis und die Größe waren noch ein Hindernis für die Massenanzahl. Mit dem in Tübingen gezeigten »PDP/8e« kam dann Ende der 60er-Jahre der Durchbruch: Er war kleiner und billiger als alle Vorgänger und verkaufte sich bei einem Preis von »nur« 13 000 Mark insgesamt über 300 000 Mal.

In den 80er-Jahren eroberten zunächst die Heimcomputer mit Spielen, bunter Grafik und eingebautem Soundchip den Markt. Der Sinclair ZX 81 (1981), der Commodore C64 (1982), der Sinclair ZX Spectrum (1982) und der Atari 1040 ST (1986) standen damals auf den Wunschzetteln von Jugendlichen ganz oben. Aufgrund seiner Form wurde der Sinclair ZX 81 liebevoll als »Türstopper« bezeichnet. Der mit »Brotkiste« titulierte C64 von Commodore ist bis heute mit 30 Millionen verkauften Exemplaren einer der meistverkauften Computer überhaupt. Und die Beliebtheit ist bis heute ungebrochen: in den USA hat Jeri Ellsworth unlängst eine Neuauflage des »C64«, den »C64 DTV«, auf den Markt gebracht. In kürzester Zeit waren sämtliche 250 000 Exemplare ausverkauft, mittlerweile ist er auch in Deutschland auf den Markt gekommen.

Parallel zu den Heimcomputern entwickelte IBM 1981 den *Personal Computer* (PC). Streng genommen waren auch die Heimcomputer *Personal Computer*. Der Begriff Heimcomputer wurde jedoch zur Unterscheidung vom teureren, vorwiegend geschäftlich eingesetzten Personal Computer im engeren Sinne gebraucht. Eigentlich als Konkurrenzprodukt zum erfolgreichen »Apple II« (1977) gedacht, war der IBM-PC aufgrund seines hohen Preises nur mäßig erfolgreich. Da IBM aber kein Monopol auf die verschiedenen Bestandteile des PC hatte, konnte er massenhaft nachgebaut – »geclont« – werden. Auf diese Weise etablierte sich der PC als Standard. Durch seine rasante Weiterentwicklung und Verbesserung verdrängte der PC in der Folge daher die Heimcomputer vom Markt. Nur Apple konnte sich mit seinen Computern, einer grafischen Benutzeroberfläche und einem eigenen Betriebssystem am Markt halten.

Neben einigen Minicomputern zeigt die Sammlung auf dem Sand die wichtigsten Heimcomputer sowie die ersten PC- und Apple-Modelle. Die Exponate sind zumeist Leihgaben und Schenkungen von ehemaligen Mitarbeitern von Herbert Klaeren. Das Besondere: Alle ausgestellten Computer sind voll funktionsfähig. Ergänzt werden die Exponate durch mehrere Tafeln, auf denen die Entwicklung der Computer seit 1950 nachzulesen ist. Ein eigenes Seminar zur Computergeschichte plant Klaeren bisher nicht. »Die ausgestellten Modelle eignen sich aber bestens zur Verdeutlichung der grundlegenden Bau- und Funktionsweise von Computern. Das ist wie beim Auto: Beim VW Käfer können Sie das Grundprinzip »Auto« noch sehr gut nachvollziehen, bei modernen Autos mit ihrer Mikroelektronik geht das nicht mehr«, erläutert Klaeren.

MvP

Die ersten Rechenhilfen gab es bereits in der Antike in Form des Abakus. Der Begriff *computer* entstand im 19. Jahrhundert in England aus dem Verb *to compute*, was übersetzt »rechnen« heißt. Anfangs bezeichnete *computer* die (zumeist weiblichen) Angestellten, welche die Rechenmaschinen bedienten, später dann die Maschinen selbst. Heute bezeichnet der Begriff Computer eine »frei programmierbare Rechenmaschine«. Als erster funktionstüchtiger Computer gilt die von Konrad Zuse 1938 gebaute »Z1« (Zuse1). Der große Durchbruch des Computers kam allerdings erst in den 70er- und 80er-Jahren, als Computer transportabel und für jedermann erschwinglich wurden. Das Computermuseum ist im zweiten Obergeschoss des Gebäudes Sand 14 zu finden. Es ist montags bis freitags jeweils zwischen 8 und 17 Uhr frei zu besichtigen.
Nähere Informationen: www-pu.informatik.uni-tuebingen.de/Lehrstuhl/computermuseum.html

»Tischill tischill mein möhliges Krieb«

Seit zehn Jahren unterrichtet Lore Zorn Sprecherziehung an der Neuphilologischen Fakultät. Die Teilnehmer ihrer Kurse finden dabei weit mehr als ihre Sprache: Was mit dem Wunsch beginnt, Referate sicher zu halten, wird nicht selten zu einem »Abenteuer erster Sorte«.



Lore Zorn ist Schauspielerin und Rezitatorin. Sie studierte bei Ludwig Anshütz in Stuttgart und tritt mit Instrumentalisten, Chören und Orchestern auf. Seit 1994 ist sie Sprecherzieherin am Tübinger Neuphilologikum.

Fotos: Metz

Man kann nicht anders als ihr fasziniert zuzuhören. Ganz gleich, ob sie von ihrer Arbeit als Sprecherzieherin oder von ihren Auftritten als Rezitatorin berichtet – man spürt schnell, was Lore Zorn mit ihrem Motto »Sprechen ist Musik und Bewegung« meint. Sorgfältiges Artikulieren, mit dem ganzen Körper, ist ihr Anliegen und ihre Aufgabe. »Gerade in un-serem Quasselzeitalter«, betont sie, »zwischen all den Daherschwätzern – Cool. Uncool. Das sagt doch alles und gar nichts.« Obwohl sie viele Amerikanismen offenbar nicht mag, wird jedes Gespräch, jede Unterrichtsstunde mit ihr ein »Happening«. Weil sie hier die Lehrerin und die Künstlerin optimal verbinden kann.

Und so findet sich in ihren Veranstaltungen ein bunt gemischtes Publikum – aus »Neugierigen und Bedürftigen«, wie sie sagt: Studierende, die sicheres Referieren erlernen, sich zu leises oder zu schnelles Sprechen abgewöhnen wollen, angehende Lehrer und Theologen, die mit ihrer Stimme arbeiten müssen, auch Mediziner, die »richtig« mit ihren Patienten sprechen möchten. Sogar emeritierte Dozenten, die auf den Geschmack gekommen sind. Einige von ihnen belegen die »Sprechende Textgestaltung«, ein Angebot, in dem sich alles um den künstlerischen Aspekt des Sprechens dreht, lieber noch ein zweites Mal, als ein Zorn-freies Semester verbringen zu müssen.

Mehr Selbstbewusstsein

Zentraler Kurs in der Sprecherziehung ist »Grundlagen des Sprechens«. Hier wird mit dem Sprechen auch das Selbstbewusstsein trainiert. Auf dem Programm stehen sorgfältige Artikulation und Atmung, Stimmführung und Körperhaltung. Jede Unterrichtsstunde startet mit dem »Erden«: mit geschlossenen Augen und leicht geöffneten Füßen fest auf dem Boden stehen, die Knie durchdrücken, sich allmählich von unten nach oben »aufräumen« und ruhig werden.

»Anfangs habe ich mich dabei in der großen Gruppe schon unwohl gefühlt«, berichtet die Rhetorik-Studentin Karen Bofinger, »aber man lernt, sich selbst zu überwinden und wird immer sicherer. Natürlich haben die Übungen auch eine psychologische Komponente.« Bei den anschließenden Atem- und Stimm-übungen entsteht laut Lore Zorn »ein Klangteppich, auf den man sich drauflegen könnte«, und man spürt, dass sie jedes Mal aufs Neue begeistert lauscht, mit Leidenschaft und Neugier bei ihrer Arbeit ist. Sie sagt, »Es ist immer schade, wenn die neunzig Minuten vorbei sind, denn dann sind die meisten da, wo sie sein sollen.«

Vortragsformen wie Rede, Predigt, Referat und Ansprache sind Gegenstand des Kurses »Freies Sprechen«. Die Teilnehmer können lernen, sich souverän und selbstverständlich vor Publikum zu präsentieren. Mancher, der das erste Mal am Rednerpult steht, bekommt es mit der Angst zu tun. So gab es schon flüchtige Schüler, die die Lehrerin wieder eingefangen hat, um mit ihnen gemeinsam den mutigen Schritt ans Pult zu machen. Zorns Anteilnahme und ihr stetiges Engagement beeindruckt. »Ich könnte Ihnen tausend Geschichten erzählen«, meint sie. Was sie dann berichtet, ist mal fröhlich, mal nachdenklich: Wie sie kichernden Japanern in der »Sprechtechnik für Ausländer« durch stetiges Wiederholen die langen Vokale des Deutschen näher bringt. Und tags darauf mit einem strahlenden »Guuuuuten Taaaaag« auf der Straße begrüßt wird. Wie es ihr gelingt, die Studentin mit der zaghaften Stimme zu motivieren, dem (imaginären) Zuhörer Max etwas zuzurufen, der auf der anderen Straßenseite steht und traurig ist, weil er nichts verstehen kann. Immer wieder ist sie erstaunt, wie viel Persönliches in die Übungen einfließt, nicht selten wirkt das Gelernte befreiend auf die Teilnehmer.

Vitamine für die Seele

Neben ihrer Tätigkeit als Sprech-erzieherin tritt Lore Zorn als Schauspielerin auf. Die von ihr gegründete Gruppe Litera Musica gibt Lese-Konzerte und wirbt für eine »Kultur des Zuhörens«. Klassische und zeitgenössische Literatur und Musik werden zur »Harmonie zwischen Wort und Ton« – eine Art Hörspiel live. Diese Kunst bedeutet ihr viel, sie spricht gern von der »ergänzenden Funktion des Künstlerischen, den seelischen und geistigen Vitaminen, die wir zum Leben brauchen.« Sie beschreibt ihre Arbeit unter anderem so: »Die Rezitation eines Gedichts entspricht dem Liedgesang in der Musik. Der Interpret muss jede Note, jedes Wort bewusst setzen.« Aus dem Stegreif liefert sie dafür den Beweis – in Form zweier Kostproben. Anregend mit – »Tischill tischill mein möhliges Krieb« – Erich Frieds »Leilied bei Ungewinster«, besinnlich mit Eichendorffs »Mondnacht«. Von der Presse erhält sie für ihre Auftritte große Wertschätzung: »Sie trägt Vers und Prosa nicht vor, nein, sie spricht, deutet, verhaucht und spielt beides so, als sei es gleichsam in ihr geboren. Eine Stimme, die mit der Tiefenkraft der Nuance selbst zur Handlung, zum Geschehen wird.«

Als Sprecherzieherin an der Uni Tübingen ist sie überzeugt, wichtige Arbeit zu tun, und die Rückmeldungen ihrer Schüler geben ihr Recht. »Man hat die Möglichkeit, Referate in einem ungezwungenen Rahmen einzuüben«, sagt Stephanie Fritsche, eine Lehramtskandidatin. »Im Seminar steht man ziemlich unter Druck, fragt sich, ob das Fachliche stimmt und so weiter. Hier kommt es erst in zweiter Linie auf den Inhalt an, und so kann man sich ganz auf die Präsentation konzentrieren.« Nach kurzem Überlegen fügt sie hinzu: »Aber das Entscheidende ist vielleicht, dass man lernt, sich selbst besser einzuschätzen. Die Selbstwahrnehmung wird geschärft – dabei helfen die Kurse definitiv.« Eines sei ihr in den letzten zehn Jahren immer bewusster geworden, erklärt Zorn dann auch, nämlich wie nötig dieses andersartige Fach sei. Denn es vermittele nicht einfach nur eine Schlüsselkompetenz, es erneuere die ganze Person, mache die Person zur Persönlichkeit – genau deshalb sei das Fach für sie unverzichtbar. Denn sie weiß, »sich artikulieren heißt, sich zu zeigen, in Erscheinung zu treten und sich öffentlich zur Verfügung zu stellen. Artikulation heißt aber auch, deutlich zu sprechen, und sorgfältiges Sprechen impliziert eine sorgfältige Wortwahl – das gilt umgekehrt genauso. Eine brillante Formulierung, die schönsten Gedanken aufs Wunderbarste choreographiert sind vergebens, wenn ich nicht deutlich artikuliere und damit akustisch nicht zu verstehen bin.«

Ein Problem sieht sie auch in der fehlenden Entschiedenheit, mit der man etwas sagt. Sie spricht deshalb von einem Politikum, von der Fähigkeit, aufzustehen und ja oder nein sagen zu können. Negativbeispiele seien unter den Politikern zu finden, die sich – vor allem in Situationen der Unsicherheit – zu »dummen Bemerkungen« hinreißen ließen. Gerade in der Öffentlichkeit müsse das Reden dialogisch geschehen, der Sprecher müsse sich seiner Zuhörer bewusst sein. Aus eigener Erfahrung kann Lore Zorn sagen: »Wenn ich den Mund aufmache, um zu reden, brauche ich ein Gegenüber. Und das ist nicht irgendein Gegen-über, sondern unter Umständen eines, das müde, nach der Arbeit, in einen schlecht gelüfteten Raum kommt, um zuzuhören. Man muss den Zuhörer mitnehmen. Wussten Sie, dass medizinisch erwiesen ist, dass die Zeitspanne, die man ohne Anstrengung zuhören kann, nur zehn bis fünfzehn Minuten beträgt?«

Hat sie denn für die, die ihre Kurse noch nicht besucht haben, einen Ratschlag für den nächsten

Vortrag, das nächste Referat? »Es gelten dieselben Regeln wie beim Sport«, erklärt sie, »vernünftig an den Start gehen, sich bewusst sein, dass es gilt«. Um gleich hinzuzufügen: »Aber wie beim Sport geht das natürlich nicht auf die Schnelle. Man muss sich eine Basis schaffen und regelmäßig trainieren. Es mag nicht in unser Knopfdruckzeitalter passen – aber was wirklich wichtig ist, dauert eben.« Sich artikulieren zu lernen, ist demnach ein ganz allmählicher Vorgang, die Persönlichkeit wird neu gestaltet, aber wer sich darauf einlässt, kann, so Lore Zorn, »ein Abenteuer erster Sorte erleben.«

Margarete Lehné

Kein Recht auf Bildung

Von Hans-Joachim Lang

Jüdische Studierende erhielten nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 an der Universität Tübingen häufig keine Zulassung zum Studium mehr. In den folgenden Jahren wurden sie systematisch von der Universität vertrieben.



Universitätsleben 1935: die Studenten-SA marschiert am 1. Mai über die Neckarbrücke.

Quelle: Universitätsarchiv Tübingen (S 91/8)

Im Sommer 1931 hatten sich an der Eberhard Karls Universität 4002 Studierende immatrikuliert – bis dahin der absolute Rekord. Wegen der schlechten Wirtschaftslage und der hohen Akademikerarbeitslosigkeit erließ die württembergische Landesregierung danach Zulassungsbeschränkungen. Mit der Folge, dass im Januar 1933, als die Nazis an die Macht kamen, die Zahl der Studierenden auf 3429 gesunken war.

Das im April 1933 erlassene »Reichsgesetz gegen die Überfüllung der deutschen Hochschulen« setzte diesen Kurs fort, steuerte jedoch den Zugang nach ideologischen Kriterien. Von den 15 000 Abiturienten, die fortan jährlich eine Hochschulzulassung erhalten sollten, durften maximal zehn Prozent Frauen sein. Weitere Einschränkungen galten den Juden. Ihr Anteil war bei Neu-Immatrikulationen auf höchstens 1,5 Prozent begrenzt. Um auch Häufungen in einzelnen Fachrichtungen auszuschließen, lag dort die Obergrenze bei fünf Prozent Juden. Ausgenommen blieben vorerst Kinder von Soldaten des Ersten Weltkriegs oder mit wenigstens einem nichtjüdischen Elternteil.

Zum Sommersemester 1933 immatrikulierten sich in Tübingen 16 Studierende als Rückmelder, die nach den Nazi-Definitionen als Nichtarier galten. »Nichtarisch« war laut Gesetz bereits, wer einen jüdischen Großelternanteil hatte – sogar wenn dieser konvertiert war. Zu den 16 jüdischen Rückmeldern kamen noch drei »nichtarische« »Studienanfänger« sowie 16 »Studienortwechsler«. »Es studieren also zur Zeit hier 35 Nichtarier«, meldete Uni-Rektor Albert Dietrich am 19. Juni 1933 nach Stuttgart und differenzierte nach den neuen Richtlinien, dass von diesen 35 Studenten 25 unter die genannten Ausnahmen fielen, »nämlich 10 Kinder von Frontkämpfern und 15, deren Eltern oder Großeltern teilweise arisch sind. Die vorgeschriebene Anteilzahl von 1,5 % ist bei keiner Fakultät oder Fachrichtung erreicht worden.«

Nicht nur, wer ein Studium erst beginnen wollte, stand nun als Jude vor schier unüberwindbaren Hindernissen, zumal die Immatrikulation an einer ausländischen Universität nicht zuletzt aus finanziellen Gründen nur für die wenigsten in Betracht kam. Auch diejenigen, die schon eine Weile studiert hatten, konnten sich an deutschen Hochschulen kaum noch behaupten. Sie wurden im Sommersemester 1933 aus der Deutschen Studentenschaft ausgeschlossen, in der alle »Arier« Zwangsmitglieder waren. Bedürftigen, die als »nicht-arisch« abgestempelt waren, strich die Verwaltung jegliche Vergünstigungen. Wer Jude war und sich in der Weimarer Republik politisch links betätigt hatte, flog bald aus doppeltem Grund. So wie der Sozialdemokrat und offene Nazi-Gegner Georg Schwarzenberger, der erste Doktorand des damaligen Privatdozenten Carlo Schmid. Er emigrierte nach England.

Einen bemerkenswert offenen Einblick in ihre Überlegungen gab die Stuttgarter Rechtsanwältstochter Helga Ottenheimer, die Mitte Mai 1933, von der Universität Köln kommend, in Tübingen Jura weiterstudieren wollte. Sie schrieb ans Rektorat: »Ich habe mich dort [also Tübingen – d. Verf.] zur Immatrikulation angemeldet und bitte, mich trotz dieser Verspätung zur Immatrikulation zuzulassen. Die Verspätung hat ihren Grund darin, dass ich infolge der Bestimmungen über die Zulassung nichtarischer Studenten zur Hochschule auch heute noch keine endgültigen Beschlüsse bezüglich meiner Zukunft fassen konnte. Ich habe 2 Semester des juristischen Studiums hinter mir und trage mich mit dem Gedanken, das Studium aufzugeben, da mir insbesondere als Frau keine Möglichkeit geboten sein wird, als Juristin im Deutschen Reich eine Tätigkeit praktisch ausüben zu können. Meine endgültigen Entschlüsse möchte ich aber noch zurückstellen. Ich habe mich deshalb entschlossen, in Tübingen zu belegen, um die Möglichkeit eines Weiterstudiums zu haben.« – Für die Zeit nach dem Sommersemester 1933 gibt es in ihrer Studentenakte keinen Eintrag mehr.

Studienabbruch und Emigration

Nach den »Nürnberger Gesetzen« von 1935 war es Juden nicht mehr erlaubt, ein Staatsexamen abzulegen. Letzter regulärer jüdischer Student an der Eberhard Karls Universität war Ulrich Sander. Der Sohn eines Stuttgarter Augenarztes hatte im Sommersemester 1933 sein Medizin-Studium in Tübingen begonnen, verbrachte zwei Semester in Freiburg und kam im Sommersemester 1935 nach Tübingen zurück. Wegen der Aussichtslosigkeit, einen medizinischen Beruf ergreifen zu können, brach er das Studium anschließend ab. Heinz Weil, der ebenfalls im Sommersemester 1935 immatrikuliert war, hatte sein Jurastudium bereits in Heidelberg abgeschlossen und sich in Tübingen nur eingeschrieben, um sich auf sein Zweites Staatsexamen vorzubereiten. Sander emigrierte nach Palästina, Weil nach Frankreich, wo er der Fremdenlegion beitrug. Auch jüdische Gasthörer waren nicht mehr lange geduldet. Als letzter durfte der pensionierte Studienprofessor Ludwig Spiro im Sommersemester 1937 eine Vorlesung besuchen.

Bis Ende des Wintersemesters 1936/37 gab es für Juden zumindest noch auf dem Papier das Recht zur Promotion, aber auch immer wieder Versuche, dieses Recht zu unterlaufen. Der politischen Entwicklung vorausgehend – weder Reich noch Land hatten sich bis dahin zu diesem Thema verbindlich geäußert – wollten die Tübinger Juristen sogar schon im Sommer 1933 keine Juden mehr zur Promotion zulassen. Vorübergehend stellten sie nach dem Sommersemester 1933 diese Absicht zurück.

Die Schikanen unterblieben deshalb freilich nicht. So traf im Februar 1935 in der Juristischen Fakultät der Brief eines Studenten aus München ein, der sich – den Umständen geschuldet – empfahl, als bewerbe er sich auf die Stelle eines Modells: »Ich bin dunkelblond und mein Aussehen ist in keiner Weise nichtarisch.« Dabei wollte er sich nur nach den Promotionsbedingungen für Jura erkundigen. Er verschwieg nicht den tieferen Grund seiner seltsamen Beschreibung: »Ich bin mütterlicherseits nichtarischer Abstammung, konnte aber dennoch mein Studium bis jetzt ungehindert fortsetzen.« In Tübingen kam der Bewerber der Doktorwürde nicht näher. Denn Dekan Hans Erich Feine ließ den Anfrager aus München damit abblitzen: Es sei »keine Entscheidung möglich vor Erscheinen der vom Reichserziehungsministerium angekündigten Reichspromotionsordnung«. Vom Februar 1935 an, als er dies zur Auskunft gab, vergingen noch zwei Jahre und zwei Monate, in denen die alte Promotionsordnung der Fakultät gültig war.

Ein anderes Rezept, die so genannten jüdischen Mischlinge von der Promotion auszuschließen, liest man in einer Auskunft von Jura-Dekan Prof. Georg Eisser im November 1937 an den Rektor. Zu dem Immatrikulationsgesuch eines auswärtigen evangelischen Jurastudenten, dessen Vater und Großeltern väterlicherseits jüdischer Abstammung waren, merkte Eisser an: »Nach dem Erlass des Herrn Reichswissenschaftsministers vom 14. 4. 1937 ist die Promotion von jüdischen Mischlingen, die die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen, zulässig. Folglich besteht an sich kein Grund, die Zulassung des cand. jur. Fleischer zu verhindern. Ob allerdings cand. jur. Fleischer einen Dozenten finden wird, der ihn zur Promotion annimmt, ist mir mindestens fraglich.

Immerhin hat er aber die Möglichkeit, ein Gesuch um Zulassung zur Promotion einzureichen.« Im Wintersemester 1937/38 und im Sommersemester 1938 ist Fleischer in Tübingen immatrikuliert, danach verließ er aus nicht bekannten Gründen die Fakultät.

»Ungeziemendes Benehmen«

Noch zwölf so genannte jüdische Mischlinge waren in Tübingen im Wintersemester 1935/36 immatrikuliert. Ihre Zahl verringerte sich von Semester zu Semester. Im Sommersemester 1937 waren es acht, im Sommersemester 1942 drei, im Wintersemester 1944/45 zwei, von denen einer wegen Militärdienstes beurlaubt war. Dass nicht alle ihr Studium beenden konnten, zeigt zuletzt der Fall von Adelheid Kamke. Ihr Vater, der Mathematik-Professor Erich Kamke, war 1937 entlassen worden, weil er mit einer Jüdin verheiratet war. 1940 griff der Studentenführer eine Denunziation eines Kommilitonen auf und forderte den Rektor auf, sie wegen schlechter Leistungen von der Uni zu relegieren. Nachdem dieses Ansinnen fehlschlug, weil der zuständige Chemie-Professor Alfred Kliegl die Vorwürfe gegen die Studentin als üble Nachrede widerlegte, erreichte der Studentenführer, dass Adelheid Kamke im Juli 1940 von einer Disziplinarkommission wegen »eines für eine deutsche Studentin ungeziemenden Benehmens« (sie war angeblich 1939 in Jena einmal »in langen Hosen mit einer Pfeife im Mund« aufgefallen) mit einer »ernsten Verwarnung« belegt wurde. Im Herbst 1941 begann das Rassenpolitische Amt der NSDAP, wiederholt Druck auf das Rektoramt auszuüben und das Weiterstudium Adelheid Kamkes in Frage zu stellen. Am 20. Juli 1942 meldete Erich Kamke dem Reichserziehungsministerium, dass seine Tochter, die bis dahin ordentlich ihre Seminare belegt hatte, ihr Studium nicht fortsetze.

- Startseite
- Editorial
- Tophthema
- Bildthema
- Forschung
- Studium & Lehre
- Unikultur
- Portrait
- Unigeschichte
- Unibund

Aktuelle Broschüre über Förderprojekte

[weiter](#)

Neu im Unibund

[weiter](#)

Ehrung langjähriger Mitglieder

[weiter](#)

Aktuelle Broschüre über Förderprojekte

Der Universitätsbund wirbt mit einer aktuell aufgelegten Broschüre bei Freunden, Förderern, Mäzenen und Ehemaligen auch in diesem Jahr um Spenden und um Unterstützung für Einrichtungen und für Projekte, deren Realisierung der Universität Tübingen sehr am Herzen liegt. Für diese Projekte stehen öffentliche Mittel nicht oder nicht im ausreichenden Maße zur Verfügung.

In der Broschüre werden die Förderschwerpunkte »Zentrale Serviceeinrichtungen« (Fachsprachenzentrum, Career Service, Collegium Musicum, Hochschulsport, Fundraising & Alumni) und »Internationalisierungsoffensive, Förderung des Wissenschaftlichen Nachwuchses« der Universität vorgestellt. Außerdem bitten der Universitätsbund und die Universität um Spenden für ausgewählte Einzelprojekte, etwa die Sanierung der Alten Aula, ein Haus der Begegnung, für die Sanierung historischer Brunnen auf Universitätsgelände oder für geplante wissenschaftliche Sonderausstellungen. Die Broschüre enthält auch einen Bericht über die bisher geförderten Projekte aus vorhergehenden Spendenwerbeaktionen. Sie ist erhältlich bei der Geschäftsstelle des Universitätsbundes (Wilhelmstr. 7, 72074 Tübingen, Tel.: (07071) 29-75995, unibund [at] uni-tuebingen.de).

Neu im Unibund

Dr. Ernst Ankele, Dusslingen
Elene Bagdasaryan, Tübingen
Györgyi Bereczky-Löchli, Warthausen
Bettina Brachert, Tübingen
Svitlana Burmey, Tübingen
André Cornus, Tübingen
Anton Deitmar, Dußlingen
Annabell Dobler, Sigmaringen
Annemarie Dröge, Tübingen
Maike Fricke, Rottenburg
Katharina Friesen, Stuttgart
Simone Gerster, Mengen-Ennetach
Prof. Dr. Wolfgang Heller, Nürtingen
Fabian Hummel, Munderkingen
Martina Kaplanek, Messkirch
Anja Kluck, Tübingen
Katharina Kreuder-Sonnen, Tübingen
Felix Kroll, Tübingen
Martin und Uta Leukroth, Staudt
Prof. Dr. Frank Loose, Mössingen
Renata Makarska, Tübingen
Dorothee Mezger, Lichtenstein
Steffen Möbs, Tübingen
Nataliya Moiseyenko, Tübingen
Gertrud Müller, Tübingen
Eva Raiser, Gomaringen
Peter Richter, Korntal
Kurt-Ulrich Ritzau, Tübingen
Prof. Dr. Schamma Schahadat, Tübingen
Gesche Schünemann, Tübingen
Prof. Dr. Stefan Teufel, Tübingen
Dr. Johanna Thomas, Ludwigsburg
Marcus Zaiß, Stuttgart
Anneliese Ziessow, Tübingen

Ehrung langjähriger Mitglieder



Der Vorsitzende des Universitätsbundes, Carl Herzog von Württemberg, überreicht den Jubilaren ihre Urkunden.

Foto: Arndt

Der Vorsitzende des Universitätsbundes Carl Herzog von Württemberg konnte am 24. Juni im Kreise von 130 Gästen im Großen Senat der Universität eine Vielzahl der weit über 100 Jubilare, die in diesem Jahr ihr Mitgliedschaftsjubiläum im Universitätsbund begehen können, zu einer kleinen Feierstunde begrüßen.

Zusammen mit Rektor Schaich hieß er Jubilare und Gäste herzlich willkommen. Mit der Geste der Ehrung und Auszeichnung langjähriger Mitglieder wolle man öffentlich Dank aussprechen für die Unterstützung über all die Jahre hinweg. Durch ihre langjährige Mitgliedschaft in der Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen hätten die Mitglieder nicht nur ihre freundschaftliche Verbundenheit mit der alma mater zum Ausdruck gebracht, sie hätten darüber hinaus auch über viele Jahre hinweg im privaten Umfeld und Freundeskreis – und manche zusätzlich im öffentlichen Bereich – als Botschafter für die Anliegen der Universität gewirkt.

Den Festvortrag hielt Rektor Eberhard Schaich zum Thema »Universität Tübingen zwischen Innovation und Tradition«, musikalisch umrahmt wurde die Feierstunde von dem Gitarristen Artem Seidenberg. Alle Jubilare erhielten ihre persönliche Jubiläumsurkunde mit der Unibundmedaille und dem Palmenbuch überreicht.

Die von Gästen und Jubilaren mit Freude und Genuss erlebte Feierstunde endete mit einem Empfang im Kleinen Senat, der allen viel Zeit und Raum für persönliche Begegnungen und Gespräche gab.

Internetausgabe

Gestaltung der Internetausgabe: Barbara Kalb.
Alle weiteren Angaben siehe unter Druckausgabe.

Druckausgabe

attempto! ist die Zeitschrift der Eberhard Karls Universität Tübingen und der Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen e. V. (Universitätsbund). Sie wird herausgegeben vom Rektor der Universität.
Erscheint zweimal jährlich zu Semesterbeginn. ISSN: 1436-6096.

Redaktion: Michael Seifert (MS, verantwortlich), Janna Eberhardt (JE), Gabriele Förder (FÖR), Maximilian von Platen (MvP), unter Mitarbeit von Radka Joklova (RJ, Praktikantin) und Margarete Lehné (ML, Praktikantin).

Adresse

Wilhelmstr. 5

72074 Tübingen,
Tel.: (0 70 71) 29-76789
Fax: (0 70 71) 29-55 66
e-mail: Michael.Seifert [at] uni-tuebingen.de

Redaktionsbeirat:

Prof. Dr. Jürg Häusermann, Frido Hohberger, Prof. Dr. Herbert Klaeren, Prof. Dr. Joachim Knappe, Dietmar Koch, Sigi Lehmann.

Layout: Barbara Kalb.

Titelbild und Bildthema; Beratung: Silke Nalbach, Stuttgart.

Herstellung: LFC print+medien GmbH, Tübingen.

Anzeigen: Werbeagentur Günther J. Straub, BDW, Dresdenerstr. 16,
71229 Leonberg-Warmbronn. Tel.: (0 71 52) 48930

Auflage: 11 000 Exemplare.

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers und der Redaktion wieder.

Textabdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Bankverbindungen des Universitätsbundes: KSK Tübingen

Nr. 110 608, Deutsche Bank AG Tübingen Nr. 1 208 080 000, Volksbank Tübingen Nr. 15 818 004.

Titelfoto: Sascha Bühler.